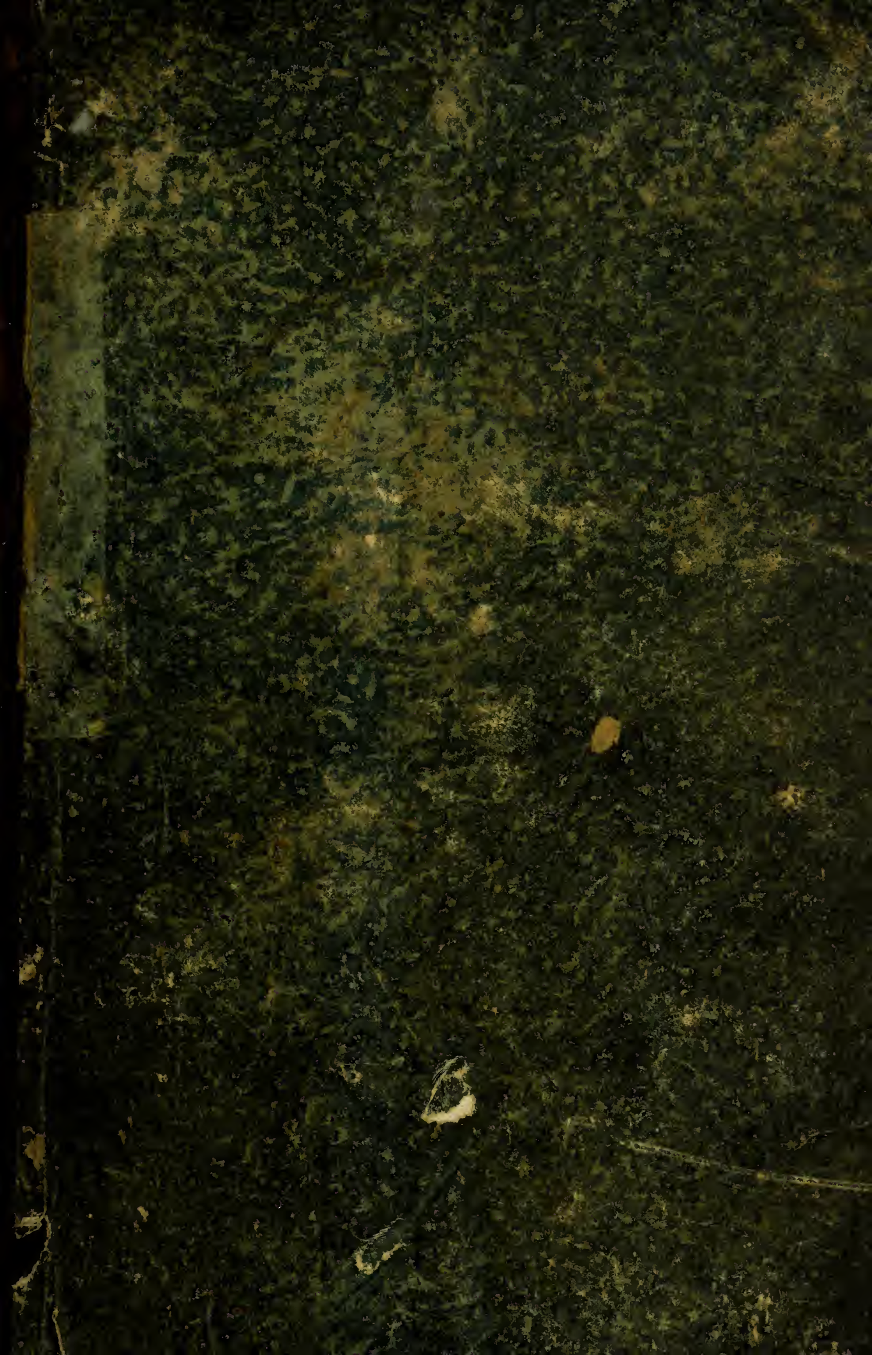
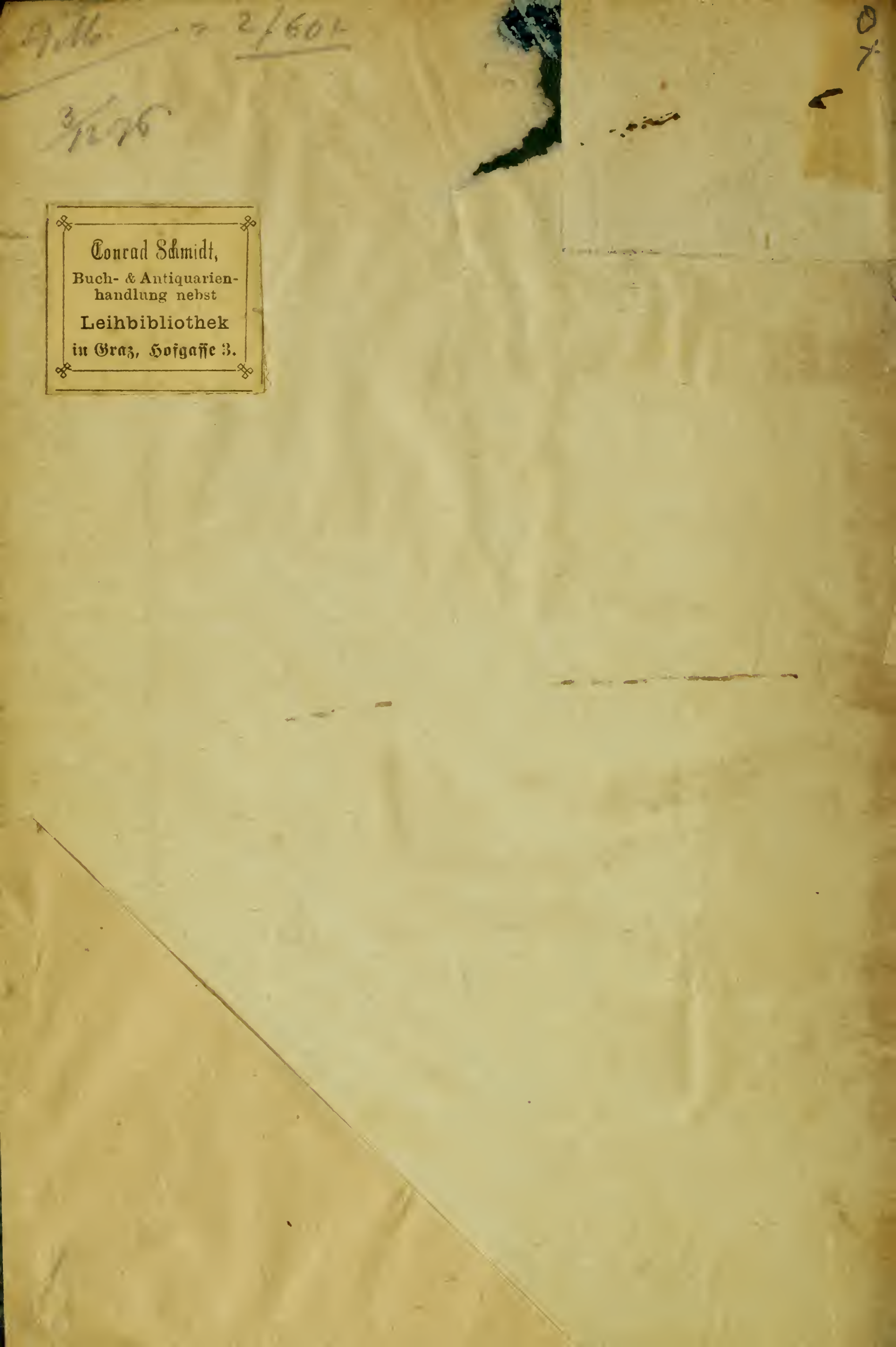








„Intermezzo.“

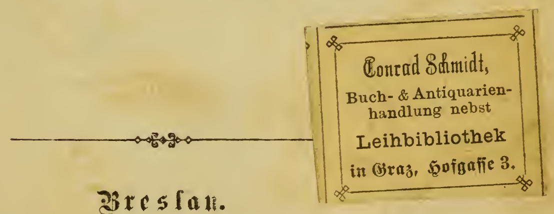
Neue Erzählungen

von

Carl Marquard Sauer.

Inhalt:

Allan und Ellen. Eine Novelle. — Zwei Weihnachten.
Eine Studentengeschichte.



Breslau.
Verlag von S. Schottlaender.
1877.

I.

Allan und Ellen.



I.

Im Stiftskeller.

Wenn Du, freundlicher Leser, einen Deiner Bekannten oder Freunde in Salzburg vermuthest und nicht weißt, wo er seine zeitweilige Heimath in der Alpenstadt gefunden haben dürfte, dann giebt es ein probates Mittel, Dich von seiner Anwesenheit oder Abwesenheit zu überzeugen, ein Mittel, weit verläßlicher sogar als eine Nachfrage bei der allwissenden Polizei und überdies noch ungleich angenehmer, womit jedoch den angenehmen Eigenschaften der Salzburger irdischen Vorsehung bei Leibe nicht zu nahe getreten werden soll. Dieses Mittel ist ein Besuch im Stiftskeller zu St. Peter.

Obgleich diese rühmenswerthe Oertlichkeit auch in früheren Zeiten des Zuspruchs keineswegs ermangelte, — denn Salzburgs biedere Bewohner erfreuten sich von jeher eines ausgiebigen Durstes, und wußten, wie Zeuner's Chronik besagt, bereits vor grauen Jahren einen guten Tropfen von einem minder guten sehr wohl zu unter=

scheiden —, so gehört doch heute der Stiftskeller von St. Peter, namentlich, seitdem Herr Bädeker ihn mit seinem bedeutungsvollen Sterne auszeichnete, zu jenen Salzburger Merkwürdigkeiten, die ein pflichtgetreuer Tourist ebensowenig unbeachtet läßt, wie etwa das Glockenspiel auf dem Regierungsgebäude, den Brunnen auf dem Residenzplatze, die Wasserkünste in Hellbrunn, die Wallfahrtskirche zu Maria Plein oder den Gaisberg. Sobald die Uhr über der Hauptwache die zehnte Morgenstunde verkündet, wandern die sommerlichen Zugvögel, den rothen Bädeker unter dem Arme, in hellen Haufen nach St. Peter. Eine Stunde später findet sich Salzburgs erbgesessene Bürgerschaft zur „Elfuhrmesse" ein, aber wohlgemerkt, nicht in der Kirche, sondern hart nebenan im Keller; denn seit die leidige Aufklärung auch in das schöne Alpenland gedrungen ist, seitdem die Herren Moleschott, Büchner und Vogt den Materialismus predigen, seitdem Schopenhauer den Pessimismus und E. v. Hartmann das Unbewußte entdeckt hat, beklagt auch die Kirche zu St. Peter, obwohl die Salzburger sich gerade nicht viel mit Philosophie abgeben, eine auffällige Abnahme ihrer frommen Besucher. Der Stiftskeller dagegen weiß Nichts von einer solchen Abnahme. Der einzige bemerkenswerthe Unterschied gegen früher besteht darin, daß die Schaar der Gläubigen sonst zuerst

in die Kirche und dann in den Keller wallte, während sie jetzt die Kirche gerne links liegen läßt und direct dem Keller zusteuert.

Zur Ehre der Mönche des reichen Benedictinerklosters bemerke ich hier ausdrücklich, daß der geistige Gehalt ihrer unterirdischen Schätze sich jederzeit auf der Höhe seines wohlverdienten Rufes hält. Während draußen in der profanen Welt die sündhafte Weinverfälschung mit dem allgemeinen Fortschritte Hand in Hand geht, wacht hier der wackere Pater Kellermeister unverdrossen über der lauteren Tugend seines oder vielmehr seiner Pflegebefohlenen, denn die weiten Hallen der Kellerräume bergen gar manchen edlen Gast aus Oesterreichs und Ungarns Rebengeländen. Allerdings fehlen die rheinischen Ritter vom Geiste; auch Frankreichs muntere Schaaren sind nicht vertreten. Wahrscheinlich denkt das Capitel mit Siebel im Faust: „Das Vaterland gewährt die allerbesten Gaben" und sucht, Goethe's Wort getreu, seine „Meisterschaft in der Beschränkung" zu zeigen.

Uebrigens macht der Stiftskeller zu St. Peter schon durch seine äußere Erscheinung einen gar eigenthümlichen Eindruck. Das Gebäude schmiegt sich so eng an die Nagelflüh des Mönchsbergs, daß es mit demselben fast zu einem Ganzen verwachsen scheint. Dicht hinter demselben erstreckt sich, die Vergänglichkeit alles Irdischen

predigend, der alte Friedhof von St. Peter mit seinen Gräber-Arkaden und der uralten, in den Felsen gesprengten Kapelle des heiligen Maxentius. Hier schläft ein gewaltiger Musikant vor dem Herrn, Meister Josef Haydn, noch im Grabe den wahlverwandten Zug der edlen Sänger zu dem edlen Rebensafte bekundend, denn seine Ruhestätte stößt unmittelbar an die Kellereien. Seinem Andenken ist das „Haydnstübchen" im ersten Stocke geweiht, reich geziert mit sinnigen auf Frau Musica und die Schätze des Kellers drunten bezüglichen Denksprüchen, einem reizenden Rococcospinett, — eine allerdings etwas problematische Reliquie des Meisters — und einem Gedenkbuche, in welchem Hinz und Kunz ihren Gefühlen in gefährlichen Versen und nicht minder gefährlicher Prosa Luft zu machen pflegen.

Diese Oertlichkeit also ist es, d. h. nicht das Haydnstübchen, sondern der St. Peterskeller, in welcher unsere kleine, aber trotz ihrer Absonderlichkeit höchst wahrhaftige Geschichte den Anfang nimmt.

Es war um die Mitte des Juli 1874. Seit drei Tagen hatte es geregnet, wie es eben nur in Salzburg regnen kann, ausdauernd wie deutscher Fleiß, unerbittlich wie das Tribunal der heiligen Inquisition und ausgiebig wie die Wassermassen des Niagara-Falles. Die Bewohner der Stadt glichen wandelnden Pilzen, denn über jedem

Haupte spannte sich der Regenschirm, welchen jeder Salzburger eigentlich mit zur Welt bringen müßte, wenn die allliebende Mutter Natur jedem ihrer Kinder die zu seiner Existenz unumgänglich nöthigen Organe und Attribute auf den Lebensweg mitgäbe. Der schöne Residenzplatz glich einem Chaos von Wasserscheiden aller Art, und die Salzach, geschwollen bis zum Rande ihrer massiven Uferdämme, eilte mit weit hin hörbarem Gebrause hinaus in die baierische Ebene. Das weite Aigner Thal dampfte wie ein unermeßlicher, unergründlicher Braukessel; von allen Dachrinnen ergossen sich Katarakte, die Fremdenführer sandten verzweiflungsvolle Blicke hinauf zu dem bleigrauen Himmel, wobei ihnen die Kellner und Portiers der Gasthöfe Gesellschaft leisteten, denn es sah genau so aus, als ob die Sündfluth noch zum mindesten acht Tage lang anhalten sollte, weshalb denn auch die Fremden anfingen, Reißaus zu nehmen. Da wendete sich plötzlich während der Nacht der Wind. Vom Gaisberg her wehte der langersehnte scharfe Ost, der Untersberg zog mit Anbruch des Tages seine Nebelhaube ab, und als die Stadt aus ihrem Schlummer erwachte, hatte sich das letzte Wölkchen verzogen. In Sonnengold gebadet, überspannt von dem tiefblauen Himmel des Südens lag sie da in ihrer ganzen unvergleichlichen Schönheit, die Perle des deutschen Alpenlandes. Portiers, Kellner und

Fremdenführer athmeten wieder auf und faßten auf's Neue Vertrauen zur göttlichen Vorsehung. Nur die Fiakerpferde ließen die Köpfe hängen, denn sie wußten, daß es nun vorbei war mit der behaglichen Ruhe im Stalle.

An diesem Tage war es, wo unter dem mit St. Petri Schlüsseln geschmückten Thorwege des Stiftskellers gegen elf Uhr Morgens ein junger Mann stand und mit verschränkten Armen den zierlichen Thurm der Pfarrkirche betrachtete. Im Begriffe einzutreten, hatte er sich zufällig umgewendet und den Blick über den weiten Hof schweifen lassen. Da bemerkte er zum ersten Male das herrliche Bauwerk, und dieser Anblick fesselte ihn derart, daß er für den Augenblick ganz und gar auf die Absicht vergaß, welche ihn hierher geführt hatte.

Der Mann mochte achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt sein. Ein dunkler, kurzgeschnittener Vollbart umrahmte das etwas blasse, feingeschnittene Gesicht. Unter dem weichen Hute mit breiter Krämpe quoll volles, kastanienbraunes Haar hervor. Die Kleidung bestand in einer grün ausgeschlagenen Joppe, wie man sie im Gebirge trägt, aber von unverkennbar städtischem Schnitte, einem dunklen Beinkleide und festen Lederstiefeln. Dem Anscheine nach gehörte der Herr zur Schaar der Touristen, wenn er gleich nicht den obligaten Bädeker unter dem Arme trug.

Nachdem er eine Weile den Thurm betrachtet hatte, zog er Brieftasche und Bleistift hervor und begann zu zeichnen. Mit wenigen Strichen waren die Contouren des Bauwerks fixirt. Der Fiaker auf seinem Kutschbocke nebenan sah dem Manne neugierig zu. Sonst nahm Niemand von ihm weiter Notiz. Zeichnende Fremde gehören in Salzburg zu den alltäglichen Erscheinungen.

Der Fremde schloß die Brieftasche und wandte sich zum Gehen; da erscholl plötzlich aus dem nach dem Friedhofe führenden Gange der Ruf:

„Richard, bist Du es oder bist Du es nicht?“

Der Angerufene kehrte sich rasch um. Ein Herr, etwa gleichen Alters, aber städtisch elegant gekleidet, den Plaid auf und den Bädeker unter dem Arme, stürzte auf ihn zu.

„Hugo!“ — rief sichtlich auf's Höchste überrascht der Zeichner, die gebotene Hand ergreifend und sie kräftig drückend. „Du hier in Salzburg! Ah! das nenne ich doch ein unerwartetes Wiedersehen!“

Die beiden Freunde — nach der warmen Begrüßung zu schließen, mußten sie das sein — sahen einander einen Augenblick schweigend in's Gesicht.

„Da hätte ich mir doch wahrhaftig eher des Himmels Einsturz träumen lassen, als Dich hier zu finden!“ — begann der mit dem Namen Richard Angeredete

nach einer Pause. „Ich glaubte Dich drüben in der neuen Welt!“

„Ich komme graden Wegs von drüben, alter Junge!“ — rief der Andere. „Vor vierzehn Tagen stieg ich in Hamburg an's Land. Geschäfte führten mich nach Wien und jetzt bin ich auf der Reise nach Köln. Dort erwartet mich meine Braut!“

„Deine Braut?“ — erwiderte Richard erstaunt. „Du willst heirathen? Eine Kölnerin?“

„Nicht doch! Eine Amerikanerin! A true native, wie wir drüben sagen!“

„Und zu diesem Zwecke kommst du nach Europa?“

„Natürlich! Wenn meine Braut hier ist, mußte ich wohl herüber kommen! Doch das ist eine lange Geschichte, Richard, die ich Dir gerne erzählen will, wenn sie Dich interessirt. Aber nicht hier unter dem Thorwege, wo es ganz höllisch zieht. Gehst Du oder kommst Du?“

„Wie meinst Du das?“

„Nun, ob Du in's Wirthshaus gehst oder ob Du heraus kommst, meine ich!“ — erwiderte lachend der Andere.

„Ich war gerade auf dem Wege dahin!“

„Dann komm!“ — rief der Amerikaner den Freund unter'm Arm fassend. „Beim Schoppen plaudert es sich am Besten, Wir haben uns viel zu erzählen, Richard!

Zehn volle Jahre sind es, seit wir uns das letzte Mal sahen. Während einer solchen Zeit erlebt man Mancherlei!"

Die Freunde traten Arm in Arm in den inneren Raum.

Der mäßig große Hof, dem einige Oleanderbäume und Akazien das Aussehen eines Gartens verleihen sollen, zeigte sich bereits stark gefüllt, so daß es schwer schien, noch ein behagliches Plätzchen zu finden. In der Mitte, unter der Verdachung an den Wänden, an der offenen Längenseite, kurz überall, wo nur der Raum es gestattete, waren primitive Tische mit nicht minder primitiven Bänken angebracht, und alle erwiesen sich besetzt. Achtung=gebietende Humpengläser, mit weißem oder rothem Rebensafte gefüllt, standen auf den ungedeckten Tischen. Ein Junge in Tyrolertracht bot mächtige Bouquets von Edelweiß und Alpenrosen feil. Bei der Eingangsthür lehnte ein Blinder und sang, seinen etwas dünnfädigen Tenor mit einer Zugharmonika begleitend, ein gar rührendes, seinen Zustand betreffendes Lied. Kellner — ihrem officiellen Titel nach „Klosterknechte" — schossen ab und zu, in beiden Armen gefüllte Weingläser tragend, beaufsichtigt und geleitet von einer würdigen Persönlichkeit, die als Abzeichen des höheren Ranges eine gestickte Hausmütze trug, während die dienenden Geister niederen Ranges ihres Amtes mit entblößtem Haupte walten mußten.

Die Scene war originell, sowohl was die Oertlichkeit selbst, als auch und mehr noch, was das hier verkehrende Publikum betraf. Neben dem biederen Bauer aus dem Pongau oder Pinzgau saß der elegante Tourist mit seiner noch eleganteren Dame, den Hut mit dem obligaten Edelweiß geschmückt; neben dem Officier der Conducteur der baierischen Staatsbahn und der österreichischen Westbahn; neben dem geistlichen Herrn, kenntlich an den hohen gewichsten Stiefeln und dem weißen Vorstoß am Kragen, der jüdische Handlungsreisende oder der italienische Bauarbeiter, alle einmüthig dem edlen Nasse zusprechend, welches der unerschöpfliche Keller des frommen Stiftes ihnen gegen landesübliche Münze spendete. Die Conversation wurde, wie immer beim Weine, ziemlich laut geführt, so daß der blinde Sänger Mühe hatte, seine Elegie zu entsprechender Geltung zu bringen. Ab und zu unterbrach ein lauter Ruf nach dem Kellner und das stereotype „Gleich, bitte gleich!“ als Antwort, manchmal auch das Wehgeschrei eines mit den Absätzen der Gäste in Collision gerathenen Hundes das allgemeine Gesumse.

Es dauerte eine Weile, bis die beiden Herren an der Ecke eines Tisches Platz fanden. Endlich waren sie glücklich untergebracht. Richard faßte einen der vorübereilenden Ganymede beim Rockschooße, hielt ihn trotz seines Sträubens fest und bestellte zwei Seidel Klosterneuburger.

„Ein merkwürdiges Ding dieser St. Peterskeller!“ sagte Hugo. „Er erinnert in seiner Urwüchsigkeit an das Münchener Hofbräuhaus!“

„Nur daß es hier lebhafter zugeht!“ meinte Richard. „Auch macht die himmelhohe Felswand mit ihren im Winde rauschenden Bäumen droben doch einen ganz anderen Eindruck als jenes dumpfige Gemäuer!“

„Warst Du schon öfter hier?“

„Während der drei Tage, seit mich das höllische Wetter hier in Salzburg festbannt, jeden Morgen. Nun ist es endlich vorüber, und hoffentlich hält das schöne Wetter an. Seit wann bist Du hier?“

„Seit gestern Abend.“

„Und wie lange gedenkst Du zu bleiben?“

„Bis heute Abend. Ich erwarte einen Brief meiner Braut, und sobald ich ihn habe, geht es hinaus nach dem Rheine!“

„Deiner Braut! Du Glücklicher! Du hast also die Auserwählte Deines Herzens gefunden!“ sagte Richard, indem er mit dem Glase, das der Klosterknecht ihm vorgesetzt hatte, an das des Freundes anstieß. „Auf ihr Wohl, Hugo! Wie heißt sie?“

„Arabella! Miß Arabella Ellis!“

„Ein melodischer Name! Und wie ist es dir gelungen, die Neigung der schönen Amerikanerin zu gewinnen? Erzähle, Hugo!“

„Erst kommst Du an die Reihe!“ erwiderte Hugo. „Bist Du bereits glücklich in den Hafen des Ehestandes eingelaufen?“

Richard schüttelte den Kopf.

„Ich habe kein Glück bei den Damen, wie es scheint“, sagte er nach einer kleinen Pause.

„Du scherzest! Bist du nicht ein hübscher, junger Mann und vermögend obendrein. Dein Vater gilt für einen der wohlhabendsten Männer in Würzburg, und du bist der einzige Sohn! Lebt der alte Herr noch?“

„Er starb vor etwa fünf Jahren!“

„Und Deine Mutter, Deine liebe, gute Mutter?“

„Sie folgte ihm kaum ein Jahr später!“ erwiderte Richard, den Kopf senkend.

„Das ist mir leid, herzlich leid, Richard!“ sagte Hugo, theilnehmend die Hand des Freundes drückend. „Du weißt, ich habe Deine Mutter lieb gehabt, wie ich meine eigene geliebt haben würde, hätte ich sie gekannt. Dieses Glück blieb mir leider versagt. Dem Andenken Deiner Mutter, Richard!“

Die Gläser klirrten leise an einander.

„So bist Du also ganz allein?“

„Allein!“

„Und was treibst Du? Bist Du Jurist geworden, gleich Deinem Vater?“

„Ich bin Architekt!“

„Architekt?“ rief Hugo. „Richtig! Ich erinnere mich! Du warst stets der beste Zeichner auf dem Gymnasium. Aber daß Du die Juristerei an den Nagel hängen würdest, hätte ich nicht geglaubt.“

„Eigentlich habe ich sie auch nicht an den Nagel gehängt. Ich ließ sie nur bei Seite liegen.“

„Wie meinst du das?“

„Ich bin nicht nur Architekt, sondern auch juris Doctor!“

„Ah, Sapperlot!“ rief Hugo. „Und wie hast Du es angefangen, um Beides zu werden?“

„Die Sache ist eigentlich ganz einfach. Als ich das Gymnasium in Würzburg verließ, setzte ich es bei meinem Vater durch, daß ich meine Studien in München fortsetzen durfte. Mich zog es mit mächtiger, mit unwiderstehlicher Gewalt zur Kunst, und zwar zur Baukunst. Die Jurisprudenz ließ mich kalt. Leider band mich das meinem Vater gegebene Versprechen an die trockene Wissenschaft. Um diesem Versprechen treu zu bleiben und doch meiner Neigung zu folgen, besuchte ich

zu gleicher Zeit die Universität und die polytechnische Schule. Allerdings mußte ich fest arbeiten, um beide Studien regelrecht durchzuführen. Aber es gelang. Für das geräuschvolle Studentenleben mangelte mir der Sinn. Ich zog es vor, zu arbeiten. Zur dürren Jurisprudenz bot mir die frische Kunst den erwünschten Gegensatz. Mit materiellen Mitteln reichlich ausgestattet, konnte ich mir die nöthigen Erleichterungen und Beihilfe aller Art verschaffen. Mein Vater erlebte noch die Freude, seinen Sohn als Doctor rite promotus begrüßen zu können. Wenige Monate darauf starb er. Nun stand meiner Neigung Nichts mehr im Wege. Ein Jahr nach meiner Promotion beendigte ich meine künstlerischen Studien. Ich wollte nach Italien gehen. Da erkrankte meine Mutter, und nach wenigen Wochen hatte ich auch sie verloren. Das war eine furchtbare Zeit für mich, Hugo! Ich raffte mich auf und eilte nach dem Süden, nach dem Lande meiner stillen Sehnsucht. Zwei Jahre blieb ich in Rom. Dann ging ich nach Griechenland und trieb mich etwas über ein Jahr in Hellas herum. Vor anderthalb Jahren kehrte ich nach Deutschland zurück, und jetzt lebe ich in München. So, nun weißt Du meine ganze Geschichte, und jetzt, Hugo, ist die Reihe des Erzählens an Dir!"

„Und was machst Du hier in Salzburg?"

„Ganz einfach einen kleinen Abstecher in die Alpen, wie in jedem Sommer. Ich habe vor vierzehn Tagen einen größeren Bau in München vollendet. Zur Belohnung gab ich mir vier Wochen Ferien. Diese gedenke ich im österreichischen und baierischen Hochgebirge zu verbummeln.“

„Und so ganz allein!“ —

„Ich streife am liebsten allein durch die Berge. Will man übrigens Gesellschaft haben, so findet man sie überall, denn die Alpen wimmeln um diese Zeit von Reisepöbel, genannt Touristen, die einem die schöne Natur gründlich verleiden.“

„Du bist doch nicht am Ende gar auch Misanthrop geworden?“ — rief Hugo lachend.

„Das nicht, aber so etwas wie eine Art von Dichter, wenn auch kein producirender, denn mit Prosa und Versen verschone ich meine Mitmenschen. Mir gewährt es den größten Genuß, unter den Wundern der Natur ungestört meinen Gedanken und Empfindungen nachhängen zu können. Hochgebirge und Wasser, das sind meine Elemente, Hugo! Auf dem Chiemsee und dem Starnbergersee weiß ich ebenso gut Bescheid wie in den Alpen. Hält das schöne Wetter an, dann werde ich in acht bis vierzehn Tagen unser baierisches Meer wieder unsicher machen. Doch nun genug von mir! Ich brenne vor Begierde, jetzt Deine Schicksale zu vernehmen!“

Während der Erzählung des jungen Jurisdoctors und Architekten war mit den Tischnachbaren der Herren, ohne daß diese darauf achteten, eine kleine Veränderung vorgegangen. Zwei ehrenfeste Bürger am oberen Ende hatten ihre Gläser ausgetrunken und sich entfernt. Sofort traten zwei neue Ankömmlinge an ihre Stelle, ein Herr von einigen fünfzig Jahren und ein junger Mensch von höchstens zwanzig Jahren, nach der unverkennbaren Aehnlichkeit zu schließen, dessen Sohn. Der ältere Herr setzte sich mit dem Rücken gegen die Wand; der junge Mann warf seinen Plaid über die Lehne des Stuhles, setzte sich, stemmte die Füße gegen die Querleiste des Tisches, langte nach der aufliegenden Weinkarte und reichte sie seinem Begleiter.

Ohne Zweifel gehörten die Beiden auch der von Richard vorhin etwas despectirlich als „Reisepöbel" bezeichneten Klasse der Touristen an, denn der ältere Herr vermochte augenscheinlich mit dem Schriftstück nicht in's Reine zu kommen und war gezwungen an die sprachwissenschaftlichen Kenntnisse des jüngeren zu appelliren, welcher ihm die verschiedenen Benennungen in's Englische übersetzte. Auch war es der junge Mann, welcher dem hinzutretenden Kellner die Aufträge ertheilte.

„Meine Geschichte ist eigentlich um nichts romantischer als die Deinige, Richard!" — sagte Hugo, nachdem er

von seinem Weine getrunken hatte, „wenn ich auch in diesen zehn Jahren gar manches wechselnde Schicksal durchmachen mußte. Du weißt, wie ich damals kurz vor der Maturitätsprüfung das Gymnasium verließ, um bei einem entfernten Verwandten meines seligen Vaters in Hamburg in's Geschäft zu treten. Zum Studiren hatte ich eigentlich niemals recht Lust gehabt. Es erging mir in dieser Hinsicht wie Dir, nur mit dem Unterschiede, daß mich nicht, gleich Dir, die Kunst, sondern der Kaufmannsstand mehr anzog als die trockene Gelehrsamkeit. Ich besuchte das Gymnasium, weil mein alter Onkel, der Registrator, es so haben wollte. Doch das weißt Du ja Alles. Ich kann also sogleich mit Hamburg beginnen."

„Sieh' Dir einmal den Herrn neben dem jungen Menschen an unserm Tische an" — sagte Richard halblaut zu dem Freunde. „Ein merkwürdiges Gesicht!"

Hugo blickte in der angedeuteten Richtung.

„Du hast Recht!" versetzte er. „Ich wette Zehn gegen Eins, daß der Mann von jenseit des großen Wassers ist!"

„Du meinst also?"

„Ein Yankee, ein echter Vollblut-Yankee, ohne Zweifel! Solche Gesichter findet man nur in Amerika.

Uebrigens bekundet auch der breite Kinnbart den Yankee. Diese seltsamen Bartgewächse giebt es nur drüben bei uns."

„Ein interessantes Gesicht" — meinte Richard. „Man sieht es dem Manne an, daß er Manches durchgemacht hat in seinem Leben. A smart man, wie man, glaube ich, bei Euch zu sagen pflegt. Noch interessanter aber ist eigentlich der Junge!"

„In der That kein übler Bursche. Nur etwas zu milchgesichtig, wenigstens für unseren europäischen Geschmack. Wahrscheinlich kommt er geradeswegs aus seinem College und macht nun, wie dies jetzt Mode ist, mit seinem Alten die große Tour durch Europa."

„Sieh' nur, was der Bursche für kleine, weiß Hände hat!" — sagte Richard, nachdem er den jungen Amerikaner einen Augenblick betrachtet hatte. „Und dabei keine Spur von Bart. Er sieht fast aus wie ein Mädchen!"

„Nonsense!" lachte Hugo. „Der Bursche ist das richtige, jungamerikanische Gewächs, wie Du sie zu Tausenden in der Union antreffen kannst. Vor dem zwanzigsten Jahre bekommt der Anglo-Amerikaner selten einen Anflug von Bart, und selbst später noch ist es mit dem Schnurrbart gewöhnlich ziemlich schlecht bestellt. Dies ist wohl die Ursache, weshalb der Amerikaner mit Vorliebe den Kinnbart pflegt."

Während dieses Gesprächs hatten sich Richards nächste Nachbaren, ein Salzburger Bauer mit ledernen Kniehosen, silberknöpfiger Tuchjacke und gemsbartgeschmücktem Hütchen nebst seiner bereits etwas verwitterten Ehehälfte erhoben und mit höflichem „Grüß Gott!" entfernt. Neue Bewerber um die erledigten Plätze stellten sich sofort ein. Um nicht aufstehen zu müssen, rückten der Amerikaner und sein Sohn näher, so daß dieser Letztere nunmehr neben Richard zu sitzen kam.

„Bitte, fahre fort in Deiner Erzählung", sagte Richard, indem er sein Cigarrenetui hervorzog und Hugo von dem duftigen Inhalte desselben anbot. „Wir waren bei Hamburg stehen geblieben."

„Richtig. Ich ging also nach Hamburg und trat in das Geschäft des Vetters. Wenn ich mich recht erinnere, schrieb ich Dir von dort einige Male."

„So ist es. Später schlief jedoch, wie dies so oft zu geschehen pflegt, unsere Correspondenz ein. Ich befand mich auf der Universität, und Du verließest, wie ich hörte, Hamburg, um nach den Vereinigten Staaten zu gehen. Von da ab habe ich Nichts mehr über Dich vernommen."

„Man bot mir eine Stelle in einem New-Yorker Hause. Ueberzeugt, daß sich mir drüben ein weit größerer und lohnenderer Wirkungskreis eröffnen würde, als in

dem Geschäfte meines Vetters nahm ich das Anerbieten an und segelte im Mai 1866, also nicht lange vor Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges, hinüber nach der neuen Welt."

„Nun, und wie gefiel es Dir dort?"

„Die Wahrheit zu gestehen, im Anfange ganz und gar nicht!"

„Das läßt sich denken. Für den Europäer, und namentlich für den Deutschen, muß dieses Amerika eine ganz eigene Welt sein!"

„Und zwar durchaus keine angenehme, Richard, das kann ich Dich versichern. Gerade wir Deutsche spielten damals in den Vereinigten Staaten eine wenig beneidenswerthe Rolle. Alle Augenblicke mußte man das damned Dutchman hören! Die Hochnäsigkeit des Yankeethums kannte uns gegenüber keine Grenzen."

Der junge Mann neben Richard hatte bisher von der Nachbarschaft wenig Notiz genommen. Die Zerlegung seiner Lachsforelle schien seine ganze Aufmerksamkeit zu beanspruchen. Bei den letzten Worten Hugo's blickte er jedoch plötzlich von dem Teller auf und sah den Sprechenden überrascht an. Richard bemerkte, daß der junge Mensch auffallend große Augen von dem dunkelsten Veilchenblau hatte, die zu dem Kastanienbraun des leicht

gelockten Haares einen eigenthümlichen aber nichts weniger als unangenehmen Gegensatz bildeten.

„Dutchmen nannte man uns?“ fragte Richard. „Aber, das heißt ja doch, falls ich mein Bischen Englisch nicht ganz verschwitzt habe, „Holländer“! Wie kommen wir Deutsche zu diesem Namen?“

„Thut Nichts! Für die Natives waren wir nun einmal Dutchmen, und damned Dutchmen obendrein. Ich habe mich oft genug über die Impertinenz dieser Yankee's geärgert! Was unsere Beliebtheit betrifft, so kamen wir unmittelbar vor dem irischen Gesindel. Es ist eine nichtswürdige Gesellschaft, diese Herren von dem Sternenbanner! Seit 1870 haben sie jedoch angefangen, uns gegenüber andere Saiten aufzuziehen.“

Richard bemerkte, daß sich das Gesicht des jungen Mannes an seiner Seite lebhaft röthete. Die Gabel in seiner Hand zitterte. Ohne Zweifel hatte er Hugo's für seine Nation wenig schmeichelhafte Bemerkungen verstanden. Richard stieß den Freund leise an und bedeutete ihn durch einen Blick seine Ausdrücke zu mäßigen.

„Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich unbescheiden genug bin, mich als Fremder in Ihr Gespräch zu mischen“ — begann plötzlich der junge Mann, indem er die Gabel niederlegte und sich mit flammenden Blicken gegen Hugo wandte. „Ich bin Amerikaner, und fühle

mich als solcher berechtigt, ja ich fühle mich verpflichtet, für meine Nation einzustehen!"

Die Worte waren im reinsten Deutsch gesprochen. Hugo und Richard sahen verdutzt den Fremden an.

„What is the matter, Allan?" fragte der Alte, wie es schien nicht weniger überrascht durch die patriotische Explosion seines Sohnes als die beiden anderen Herren.

„Nothing, pa! Only a little setting to rights." sagte der junge Mensch, sich zu seinem Vater wendend.

Richard machte der Eifer des Hitzkopfs Spaß.

„Beruhigen Sie sich, junger Herr!" — sagte er begütigend. „Mein Freund hatte gewiß nicht die Absicht Sie zu kränken. Wir wußten ja nicht, daß wir einen Sohn der großen Republik an unserer Seite hatten, sonst würden wir den Gegenstand gewiß vermieden haben. Uebrigens macht Ihr nationales Ehrgefühl Ihnen alle Ehre, junger Mann!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr!" — sagte der Amerikaner mit weicher und dabei merkwürdig volltönender Stimme. „Aber es handelt sich hier nicht um mich, sondern um mein Land! Und ich muß darauf bestehen, daß der Herr seine Bemerkung von vorhin wieder zurücknimmt!"

„Alle Wetter, Herr Amerikaner, Sie gehen scharf in's Zeug!" — versetzte Hugo lachend. „Mein Freund

hat Recht. Hätte ich gewußt, daß Sie so gut Deutsch verstehen, dann würde ich Takt genug besessen haben, um ein solches Thema nicht in Ihrer Gegenwart zu behandeln. Ich bitte Sie nicht zu vergessen, daß ich von einer Zeit sprach, wo Sie noch die Kinderschuhe trugen. Seitdem hat sich Vieles geändert. Daß ich kein Feind Ihres Landes bin, mögen Sie daraus ersehen, daß ich heute selbst amerikanischer Bürger bin und im Begriff stehe, eine Landsmännin von Ihnen zu heirathen. Ich denke, damit können Sie sich wohl zufrieden geben."

„Jedes Volk gilt als das, was es aus sich macht, Sir" — fuhr der junge Mensch, dessen Stirn sich allmälig glättete, fort. „Wenn die Deutschen in Amerika früher nicht dieselbe Achtung genossen wie heute, so lag die Schuld nur an ihnen selbst. Es war nicht die beste Sorte, Sir, die zu uns herüber kam! Unsere Abneigung galt daher auch nur diesen Leuten, nicht aber Ihrem Volke, das wir hochschätzen, wie es dies verdient."

„Und Sie selbst beweisen durch Ihr vortreffliches Deutsch, daß Sie eben so wenig zu den Feinden unseres Volkes gehören, wie wir zu denen des Ihrigen", sagte Richard. „Haben Sie unsere Sprache in Amerika gelernt?"

„Nur soviel, um später den Vorträgen an einer deutschen Universität folgen zu können!"

„Sie sind also Student?"

„Studiosus medicinae im vierten Semester an der Züricher alma mater“ — sagte der junge Mann mit Bewußtsein — „derzeit mit Papa auf einer Ferienreise begriffen!“

„What's the matter, Allan?“ begann auf's Neue der Alte, welcher von dem ganzen Gespräche wahrscheinlich nur das Wort „Papa“ verstanden haben mochte und bisher nicht ohne eine gewisse Unruhe dem Gang der ihm unverständlichen Auseinandersetzung gefolgt war.

„All right, pa! Never mind!“ erwiderte der Student.

„Da wir schon so unerwartet mit einander bekannt wurden, Herr Studiosus“ — sagte Richard, „so erlaube ich mir, meinen Freund und mich selbst vorzustellen. Herr Hugo Zwenger, Kaufmann aus New=York! Ich selbst bin der Architekt Richard von Hellmich aus München, dermalen gleich Ihnen auf einer Ferienreise begriffen.“

„Und mein Name ist Allan Curtis aus Redville in Massachussets. Mein Papa ist der Oberst Josiah Curtis“ — erwiderte der Student. „Schade, daß er nur sehr wenig deutsch spricht! Aber ohne Zweifel sprechen die Herren englisch?“

„Hugo spricht es natürlich wie ein Native. Mit mir geht es schon schwerer. Dennoch hoffe ich es

genügend zu verstehen, um ein paar Worte mitsprechen zu können."

Allan stellte nun die beiden Herren seinem Vater vor, wobei er zugleich der Ursache gedachte, der er die unerwartete Bekanntschaft verdankte. Der Colonel, sichtlich erfreut, daß die flagrante Streitfrage so rasch ausgeglichen war, schüttelte nach amerikanischer Art den neuen Bekannten derb die Hand.

Bald waren Hugo und der Colonel in ein Gespräch über amerikanische Angelegenheiten verwickelt. Richard, dessen Englisch nur nothdürftig hinreichte, um dem Gang des Gespräches zu folgen, zog es vor, mit dem jungen Manne Deutsch zu sprechen.

Es dauerte nicht lange, so war die Unterhaltung zwischen ihm und Allan in vollem Gange. Der junge Amerikaner erzählte von seinem Leben in Zürich, von seinen Studien, von dem studentischen Treiben in der Universitätsstadt. Er wußte das Alles so frisch und mit so viel guter Laune zu schildern, daß Richard wieder lebhaft an seine eigenen Studienjahre erinnert wurde. Besonders gefiel ihm, daß Allan dabei Nichts von dem renommirenden Wesen so mancher jugendlicher Musensöhne bekundete. Für ihn blieb, bei allem Sinne für fröhlichen Lebensgenuß, doch die Wissenschaft die Hauptsache. Ohne mit den erworbenen Kenntnissen

zu prunken, bewies er doch, daß er tüchtig gearbeitet hatte. Mit dem praktischem Sinne des Amerikaners hielt er sich, wie er selbst sagte, das dic cur hic stets vor Augen. „Die zehn Semester" — bemerkte er unter Anderem — „sind bald herum. Da heißt es fest arbeiten, wenn man ein Resultat erreichen will, das mit den aufgewandten Opfern in dem richtigen Verhältnisse steht. Unsere amerikanischen Universitäten sind wenig mehr als oberflächliche Dressuranstalten. Wem es um gediegenes Wissen zu thun ist, der muß herüberkommen nach Deutschland."

„Sie haben Recht, Mister Curtis" — sagte Richard. „Wenn Sie bei diesen Gesinnungen verharren, so steht Ihnen gewiß eine schöne Zukunft bevor. Es ist in der That kein kleines Opfer, welches Sie der Wissenschaft bringen! Fünf Jahre fern von der Heimath, von der Familie, ist eine lange Zeit. Ich denke mir, namentlich Ihre Mutter müsse die Abwesenheit des Sohnes schwer empfinden."

„Meine Mutter!" — erwiderte Allan, und seine Augen umschleierten sich bei den Worten. „Sie würde niemals eingewilligt haben, mich auf so lange Zeit nach der alten Welt gehen zu lassen! Leider schläft sie bereits seit drei Jahren auf unserem stillen Friedhofe in Redville."

„Armer Junge" — sagte Richard theilnehmend. „Ich weiß, was es heißt, so früh die Mutter zu verlieren!

Die meinige wurde mir auch entrissen, gerade als ich mit meinen künstlerischen Studien zu Ende war! Es ist hart, allein dazustehen in der Welt! Uebrigens sind Sie glücklicher daran, als ich es war. Sie haben noch den Vater, wahrscheinlich auch Geschwister."

Um die Lippen des jungen Amerikaners zuckte bei Richards letzten Worten ein eigenthümliches Lächeln.

„Mein Papa wäre längst schon gerne wieder drüben in Amerika!" — sagte er munter. „Er kann sich in der alten Welt gar nicht zurecht finden! Aber wir haben ihn gut gezogen, Herr von Hellmich. Er brummt zwar gelegentlich ein Wenig, aber schließlich muß er doch thun, was wir wollen."

„Sie sagen „wir", Mister Curtis" — erwiderte Richard. „Sind Sie nicht allein mit Ihrem Papa herüber gekommen nach Europa?"

„Meine Schwester hat uns begleitet."

„Ihre Schwester? Nun, das haben Sie gut gemacht! Ich denke mir, es müsse sehr hübsch sein, eine Schwester zu haben."

„Das kommt darauf an" — meinte Allan lachend.

„Ist die Ihrige jünger oder älter als Sie?"

„Sie ist genau so alt wie ich."

„Der Tausend! Sie sind also Zwillinge!"

Allan nickte.

„Und sieht Ihre Schwester Ihnen ähnlich?"

„Man behauptet, Ellen und ich seien einander ähnlich wie zwei Tropfen Wasser!"

„Sapperlot! dann muß sie ja ein prächtiges Mädchen sein!"

„Danke für das Compliment, Herr von Hellmich!" — rief Allan, sich lachend gegen seinen Nachbar verbeugend.

„Ich möchte wohl einmal Ihr Fräulein Schwester sehen, Mister Curtis!" — sagte Richard, dessen Augen mit Wohlgefallen auf den hübschen, feinen Zügen Allan's weilten.

„Dazu könnte Rath werden, Herr von Hellmich" — versetzte der junge Amerikaner. „Sie brauchen uns zu diesem Zwecke nur einmal in Heidelberg, wo meine Schwester mit Papa wohnt, zu besuchen. Ich fürchte jedoch, Sie würden sich arg enttäuscht sehen."

„Wie so?"

„Meine Schwester Ellen ist eine etwas steife, ceremoniöse Persönlichkeit, eine prüde Amerikanerin, welche immer an meinem lustigen, übermüthigen Sinn zu mäkeln hat."

„Nun, das thut Nichts! Sie ist eben ein Mädchen, und Damen urtheilen anders über solche Dinge als wir Männer!"

„So wird es wohl sein, Herr von Hellmich, obwohl unsere amerikanischen Damen sonst ziemlich emancipirt sind. Sie reisen mutterseelenallein durch die ganze Union, benehmen sich überall mit der größten Ungezwungenheit. In neuester Zeit fangen sie sogar an zu rauchen!“

„Das wäre nun gerade nicht mein Geschmack!“ meinte Richard.

„Sie rauchen nicht?“

„Doch! Sehen Sie, da liegt meine Cigarre. Ich habe sie während unseres Meinungsaustausches vorhin ausgehen lassen. Sie rauchen wohl auch, Mister Curtis?“

„Natürlich! Ein deutscher Student und nicht rauchen! Das giebt's nicht!“

Allan schob die Ueberreste seiner Lachsforelle zurück, zog aus der Seitentasche seines weiten Gebirgsrockes ein Cigarrenetui, öffnete es und nahm eine Laferme-Cigarette heraus, die er in Brand steckte.

„Hören Sie, Mister Curtis, es könnte sich wohl treffen, daß ich im Laufe der nächsten Wochen unsere so rasch gemachte Bekanntschaft in Heidelberg erneuerte“, meinte Richard. „Ich bin nach Baden-Baden berufen, um dort einen Bau zu übernehmen. Von Baden ist es nach Heidelberg nur ein Sprung.“

„Das sollte uns sehr angenehm sein, Herr von Hellmich“ — antwortete Allan. „Sie werden dann Gelegenheit finden, selbst zu urtheilen, ob die Aehnlichkeit zwischen meiner Schwester und mir in der That so groß ist, wie man sagt. Hier unsere Adresse!“

Damit reichte er dem neuen Bekannten eine Visitenkarte. Sie enthielt die Worte: Colonel Josiah Curtis, Redville, Massa. U. St. Darüber stand mit Bleistift: „Leopoldstraße Nr. 12, Heidelberg.“

„Ich bitte, meine Karte dagegen zu nehmen“ — erwiderte Richard. „Auf dem Heimweg kommen Sie jedenfalls über München. Es wird mir angenehm sein, Ihnen und Ihrem Vater die Honneurs unserer Königsstadt an der Isar machen zu können.“

„Ich danke Ihnen. Ah, Sie sind auch Doctor?“

„Juris Doctor, aber nur in partibus. Kennen Sie unser München?“

„Nur bei Nacht. Wir haben auf dem Herwege blos eine Nacht dort zugebracht!“

„Lieben Sie die Kunst?“

„Leidenschaftlich. Namentlich die Plastik; sie schlägt zum Theile in mein Handwerk.“

„Nun, dann kann ich Ihnen manchen interessanten Genuß in Aussicht stellen. In den Ateliers unserer

Künstler weiß ich gut Bescheid und stelle mich gern zu Ihrer Verfügung."

„Ich danke Ihnen, Doctor! Bietet sich die Gelegenheit, dann werden wir gewiß von Ihrer Güte Gebrauch machen!"

Der „Colonel" hatte unterdessen sein Seidel ausgetrunken, mit Hugo's Vermittelung den Kellner bezahlt, und wandte sich nun mit einem „Well, Allan?" zu seinem Sohne.

„Papa wird ungeduldig" — sagte dieser aufstehend. „Er hält es nirgends lange aus. Uebrigens haben wir auch noch vor Tische eine Menge Salzburger Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Also, Doctor von Hellmich, es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen! Auf Wiedersehen, sei es in München oder in Heidelberg!"

Damit reichte er Richard und Hugo zum Abschiede die Hand. Während Colonel Curtis sich gleichfalls von den beiden Herren verabschiedete, warf Allan den Plaid über die Schulter, drückte den Hut fester in die Stirne und verließ, noch einmal mit der Hand grüßend, mit seinem Vater den Hofraum.

„Ein capitaler Bursche, dieser Colonel Curtis" — sagte Hugo, nachdem die beiden Amerikaner fort waren. „Das ist der Yankee wie er im Buche steht! Auf der ganzen Welt kennt er nichts Schöneres als sein Amerika,

und er kann die Zeit nicht abwarten, wo er wieder über das große Wasser nach Hause fahren wird. Er sagte mir, er wäre schon längst wieder hinübergegangen, wenn ihn nicht die Rücksicht auf seine Tochter Ellen in Europa zurückhielte."

„Nun, das begreift sich. Seinem heißblütigen Springinsfeld von Sohn kann er das junge Mädchen natürlich nicht allein überlassen."

„Auch scheint sie das Lieblingskind des Alten zu sein, denn er hat mir viel von ihr erzählt. Um den Studenten scheint er sich nicht viel zu kümmern."

„Allan seinerseits scheint sich auch nicht viel aus seiner Zwillingsschwester zu machen" — meinte Richard. „Er sagte mir vorhin, sie sei eine steife, ceremoniöse Person. Wahrscheinlich eine Wirkung der Bevorzugung, welche dem Mädchen von Seiten des Vaters zu Theil wird. Und doch ist dieser junge Studiosus der Medicin einer jener Menschen, denen man auf den ersten Anblick gut sein muß. Ich habe niemals an die sogenannte Sympathie geglaubt. Für diesen kecken Burschen fühle ich jedoch, trotzdem er um gute 10 Jahre jünger sein dürfte als ich, fast so etwas wie Sympathie. Wahrhaftig, wenn ihm seine Schwester in der That so ähnlich ist, wie er sagt, dann bin ich wirklich neugierig, sie kennen zu lernen."

„Du, Richard, nimm Dein Herz in Acht!" — rief Hugo, den Finger scherzhaft mahnend erhebend. „Diese Amerikanerinnen gehen höllisch in's Zeug, wenn es sich um flirtations handelt. Ich kenne das! Der Bursche ist hübsch, und seine Schwester wird, wenn sie ihm gleicht, natürlich noch hübscher sein!"

„Unsinn! So leicht fängt man in meinem Alter nicht Feuer!" — sagte Richard, sein Glas leerend. „Durch das amerikanische Intermezzo sind wir jedoch von unserem Thema weit abgekommen, Hugo. Du wolltest mir ja noch Deine Erlebnisse erzählen. Wie ist's, trinken wir noch eins!"

„Wenn es Dir recht ist, erzähle ich Dir das Alles später, denn heute bleiben wir zusammen, Richard. Die Leute fangen an sich zu verlaufen. Es muß bereits spät sein."

„Ein Uhr" — sagte Richard, auf die Uhr sehend.

„Dann laß uns gehen! Um ein Uhr beginnt die Table d'hôte im Hotel, und heute, Richard, bist Du mein Gast. Ueber Tische erzählt es sich am Besten!"

II.

Im Nebel.

Wir gedenken nicht, der schönen Leserin Hugo's Erzählung zu reproduziren, und zwar aus zwei gleich guten Gründen. Erstens hat sie, ganz abgesehen von ihrer Länge, mit unserer Geschichte Nichts zu thun, und zweitens verliert ein junger Mann, welcher im Begriffe steht, zu heirathen, bei allen nicht betheiligten Damen bekanntlich sofort an Interesse. Es genügt somit, wenn wir kurz und bündig bemerken, daß Richard den Bericht des Freundes während der Table d'hôte im Oesterreichischen Hofe mit aller gebührenden Theilnahme anhörte. Auf der Post fand sich der erwartete Brief vor, und sobald Hugo ihn gelesen, erklärte er, nun hielten ihn „zehn Pferde" nicht länger in Salzburg. Gleich nach Tische packte er seine Habseligkeiten zusammen und fuhr mit Richard nach dem Bahnhofe. Von den besten Wünschen des Freundes begleitet rollte er um vier Uhr und so und so viel Minuten auf der baier'schen Staatsbahn dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen.

Während Herr Dr. von Hellmich gemächlichen Schrittes nach der Stadt zurückkehrte, überdachte er seine Begegnung mit den beiden Amerikanern von heute Morgen. Er bereute es beinahe, daß er Allan nicht gefragt, was er und sein Vater Nachmittags anzufangen gedächten. Dabei konnte er nicht umhin, sich im Stillen ein Wenig darüber zu verwundern, daß ihm der junge Mann ein so ungewöhnliches Interesse einzuflößen vermochte. Niemals vorher hatte er eine ähnliche Theilnahme für Jemanden, vorab nach einer so kurzen flüchtigen Begegnung, empfunden. Schwärmerei, namentlich Freundschaftsschwärmerei im Klopstock'schen Stile, war seine Sache gerade nicht. Ueberdies wäre eine solche in diesem Falle auch so unbegründet als möglich gewesen. Richard mußte unwillkürlich lächeln, wenn er sich dabei ertappte, daß er immer wieder an Allan dachte. Die elegante Gestalt des jungen Mannes mit ihren beinahe graziös zu nennenden Bewegungen, sein frisches, helles Lachen, der sympathische Klang des vollen Organs, der Aufschlag der großen tiefblauen Augen: das Alles haftete mit geradezu befremdender Lebhaftigkeit in seiner Erinnerung. „Unsinn!" sagte er, fast ärgerlich zu sich selbst. „Denken wir an etwas Anderes!"

Mit dem Denken an etwas Anderes wollte es aber durchaus nicht so leicht gehen. Je mehr er sich bemühte,

die Gedanken auf einen ferne liegenden Gegenstand zu concentriren, desto eigensinniger kehrten sie auf die verbotenen Pfade zurück. „Herr des Himmels!" — rief er endlich. „Ist es möglich, daß ein Mensch auf den andern einen so räthselhaften Zauber ausüben kann? Wahrhaftig, ich glaube, Hugo hat Recht! Diese mir zur Zeit noch unbekannte Schwester Allans könnte mir bei einer persönlichen Begegnung in der That gefährlich werden! Ohne Zweifel ist sie es, welche meine halsstarrige Phantasie mir unter seinem Bilde immer wieder vorführt! Hätte mir der Junge Nichts von ihr gesagt, so würde ich schwerlich noch an ihn denken. Am Ende fange ich auf meine alten Tage noch an, ein Phantast zu werden! Das ist krankhaft! Hier heißt es vernünftig sein!"

Unter diesem Selbstgespräch war Richard bis in die Linzerstraße an den zum Capuzinerberge führenden Thorweg gekommen. Von früher mit dem Wege bekannt, stieg er den waldgekrönten Hügel mit seinem absonderlichen Calvarienberge hinan. Die wunderbaren plastischen Werke, welche an den Wallfahrtsfesten die Bewunderung der frommen Pilgerschaaren aus dem Salzkammergute in so hohem Grade auf sich zu ziehen pflegen, verfehlten auch diesmal ihre erheiternde Wirkung nicht. Namentlich machte ihm der rothhaarige Judas in dem vierten

Heiligenhäuschen mit seinen schielenden Augen und einem Gesichte, falsch wie Galgenholz, vielen Spaß. Die frische Waldluft, die herrliche Fernsicht über die Gebirgskette bis hinab nach Hallein mit dem schneebedeckten Göllgebirge als Abschluß, vollendeten die von den capuzinerhaften Kunstgebilden des Calvarienbergs begonnene heilsame Reaction. Bis zur einbrechenden Dämmerung schweifte der junge Mann im Walde herum, und als er endlich hinabstieg, um sich im Mirabellgarten für den Abend den künstlerischen Genuß einer durchreisenden Wiener Volkssänger-Gesellschaft zu vergönnen, hatte seine Stimmung das für einen Augenblick gestörte Gleichgewicht wieder gefunden.

Die Nacht war sternenhell und versprach für den folgenden Tag das herrlichste Wetter. Richard, ein leidenschaftlicher Bergsteiger, pflegte seine Gebirgswanderungen, wenn er in Salzburg weilte, stets mit der Besteigung des Gaisbergs zu beginnen. Die Aussicht von dieser mächtigen Kuppe, dem ersten bedeutenden Berge unserer Voralpen, ist in der That die weitaus lohnendste, denn sie gestattet bei günstigem Wetter einen vollen Blick in die ganze, mächtige Alpenwelt bis tief hinein nach Ischl und Gastein. Der Untersberg, obwohl bedeutend höher und von weit interessanterer Gestaltung als der kugelförmige Gaisberg, steht, was die Fernsicht

betrifft, um Vieles gegen diesen zurück. Er bildet deshalb auch das eigentliche Gebiet der sogenannten „Bergfexe", d. h. jener Gebirgswanderer, denen es weniger um einen reichen Blick als um die Ueberwindung von Schwierigkeiten und um die Kenntniß alpiner Details, von denen der Untersberg in der That eine ungewöhnliche Menge besitzt, zu thun ist, wogegen der ungleich leichter zu besteigende Gaisberg sich bei den Touristen gewöhnlichen Schlages größerer Beliebtheit erfreut.

Zu diesen Letzteren gehörte nun Richard von Hellmich allerdings nicht. Als Mitglied der Münchener Section des deutschen Alpenclubs durfte er sich sogar zu der bergsteigenden Aristokratie zählen. Obwohl diese einen Besuch des leicht zugänglichen Gaisbergs gewissermaßen unter ihrer Würde hält, huldigte Richard doch der ketzerischen Ansicht, man besteige eine Höhe in erster Reihe um der Fernsicht willen, die man von ihrer Spitze genießt, und machte deshalb seinem Gaisberge stets den ersten Besuch.

Als er am folgenden Morgen etwas spät erwachte, wandten sich seine Gedanken wieder dem jungen Amerikaner zu, aber nur, um ihm seine gestrige komische Voreingenommenheit für denselben noch um ein gutes Theil komischer erscheinen zu lassen. Er erinnerte sich, daß er

als sechszehnjähriger Gymnasiast für einen seiner Schulbankgenossen, ein schmächtiges, milchgesichtiges Bürschchen, dem man in der Klasse wegen seines mädchenhaften Wesens den Spitznamen „Fräulein Emilie" — der Junge hieß Emil — gegeben hatte, auch eine große Vorliebe empfunden und sich um seinetwillen mehr als einmal mit den Burschen, welche ihn hänseln wollten, herumgeprügelt hatte. „Jugendeseleien!" — brummte er, indem er den Hut aufsetzte, um das Zimmer zu verlassen. „Sollte man glauben, daß ein Mann in meinen Jahren auch nur einen Augenblick lang solcher verrückten Velleitäten fähig sein könnte? Etwas vom Kinde bleibt doch immer auch noch am Manne haften. Uebrigens möchte ich wissen, ob der Oberst mit seinem Sohne noch hier sind? Gehen wir nach St. Peter! Vielleicht finde ich sie dort!"

Bei St. Peter fehlte es auch heute keineswegs an Besuchern. Die beiden Amerikaner waren aber nicht zu erblicken. Ebensowenig begegnete ihnen Richard im Laufe des Tages in der Stadt. Er schloß daraus, daß sie wahrscheinlich Salzburg bereits verlassen hatten.

Der Untersberg hatte in der Frühe seine „Haube" gehabt, ein Zeichen, daß dem Wetter nicht recht zu trauen war. Gegen Mittag nahm er sie jedoch wieder ab, und Nachmittags trübte kein Wölkchen den blauen

Sommerhimmel. Einer der Sesselträger beim Café Tomaselli, den Richard um seine Ansicht in Betreff des Wetters befragte, meinte, für die nächsten Tage sei schwerlich „grob's Wetter" zu befürchten. „Drunten in Baiern" stehe kein „Stock", mithin könne der „Gnä' Herr" getrost eine Partie unternehmen.

Durch diese sachverständige Mittheilung ermuthigt, beschloß Richard noch an dem Nachmittage seine Wanderung nach dem Gaisberge anzutreten, auf der „Zistel", einer etwa anderthalb Stunden unterhalb des Gipfels gelegenen Alpenwirthschaft, zu übernachten und morgen mit Tagesanbruch hinaufzusteigen nach dem Plateau, um hier den unbeschreiblich schönen Aufgang der Sonne zu erwarten.

Seit einigen Monaten hatte der deutsche Alpenverein einen neuen Weg nach dem Gaisberg zur Bequemlichkeit der Touristen herstellen lassen. In vielen Serpentinen führt derselbe von der „Zeisbergalm" fortwährend durch schattigen Wald und mündet wenige Schritte von dem durch die schwer zu bezeichnende Behandlung des verehrlichen Publikums in eine künstliche Ruine verwandelten Hause, welches den höchsten Punkt des Berges krönt. Zu den Privatunterhaltungen der Herren Gaisbergbesucher gewöhnlichen Schlages gehört es nämlich, nach Einbruch der Nacht bei ihrer Lagerstätte ein Feuer anzumachen. Diese Bergfeuer weit hinausleuchtend über die Salzburger

Ebene, gewähren, von unten gesehen, einen sehr hübschen Anblick. Bemerken in der Stadt die Freunde und Bekannten der Ausflügler die lohende Flamme, dann denken sie: „Jetzt sind sie oben." Auf diese sinnige Weise erhält man sich bei den Leuten im Thale ein liebendes Angedenken, und das ist ohne Zweifel auch etwas werth.

Leider hat dieser schöne Gebrauch, wie alles Schöne in dieser unvollkommenen Welt, auch seine Schattenseite. Zum Feuermachen braucht man nämlich Brennmaterial, und gerade an diesem fehlt es auf dem Plateau. Herr Publicus wußte sich jedoch zu helfen. Man griff zu Thüren und Fensterkreuzen des unbeaufsichtigten Hauses; die Holztreppe erfuhr das gleiche Schicksal. So wanderte allmälig das gesammte Holzwerk den Weg alles Irdischen, und jetzt gähnen nur noch die leeren Steinwände dem Besucher entgegen. Allerdings beraubte man sich auf diese geniale Weise für den Fall eins plötzlichen Witterungswechsels des einzigen schützenden Obdachs, welches gemeinnütziger Sinn einst den Besuchern mit Aufwand von vieler Mühe und großen Kosten zu bieten suchte. Aber was thut das? Die Bergfeuer waren wichtiger als der Comfort, und was die Kühe und Ochsen betrifft, — wie es scheint, die Einzigen, welche den Werth des Hauses nach Gebühr zu schätzen wußten, — so begnügen

sich diese vorkommenden Falles auch mit den leeren Räumen.

Doch ich merke, daß ich auf dem besten Wege bin, von meinem Thema abzuschweifen. Lassen wir also die Gaisberg-Ruine ruhig auf dem Gipfel stehen und kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Falls ich nicht irre, habe ich bereits früher bemerkt, daß Richard von Hellmich es vorzog, allein im Gebirge herumzusteigen. Zu diesem Zweck vermied er es auch, den bequemen neuen Weg, wo er ohne Zweifel Gesellschaft treffen würde, einzuschlagen. Gegen sechs Uhr fuhr er auf der Bahn nach Aigen, nahm in dem dortigen Gasthause ein kleines Vesperbrot und begann, kurz vor sieben Uhr, den Aufsteig.

Der Weg führt zunächst längs des Wasserfalles, oder vielmehr der Wasserfälle, welche der kräftige, dem Gaisberge entströmende Bach auf seinem Lauf durch die romantische Miniaturklamm des Aigner Parks bildet. Der vorhergegangene, mehrere Tage anhaltende Regen hatte die Wassermasse ungewöhnlich geschwellt. Mit donnerndem Brausen stürzten jetzt die Fluthen zu Thal, hier eingezwängt durch die mächtigen, moosbewachsenen Felsen, aus deren Spalten uralte, stolze Bäume hinaufstreben in das blaue Reich, ein dichtes Blätterdach wölbend über der schäumenden, zischenden, gurgelnden

Fluth; dort sich zu kleinen Teichen erweiternd, über welche hinweg schlanke, schwankende Stege die beiden Uferpfade verbinden. Wer die Cascaden des Parks bei länger andauernder, trockener Witterung — allerdings eine Seltenheit in Salzburg! — besucht, kann sich nur schwer eine Vorstellung von dem Getöse machen, das hier herrscht, wenn der Gebirgsbach mit voller Kraft hernieder schießt. Die landschaftliche Scenerie ist dann eine ungemein malerische und immer wechselnde, weil jede neue Wendung des Pfades, zum größten Theile aus oft ziemlich jäh ansteigenden Treppen bestehend, deren Stufen ganz primitiv durch festgestampftes Erdreich und einen davorgelegten mit zwei Pfosten gefestigten Prügel hergestellt wurden, einen neuen Anblick bietet. An besonders schwindligen Stellen gewährt ein Holzgeländer dem Aufsteigenden Schutz und willkommene Stütze.

Richard wußte, daß er die „Zistel" jedenfalls noch vor Einbruch der Nacht erreichen würde, und ließ sich daher Zeit. Der Park war ziemlich öde; nur selten zeigte sich noch ein Besucher. An einzelnen, besonders lauschigen Stellen setzte er sich auf die Bank und sah, in behagliches Hindämmern versunken, dem Spiele des klaren, das richtige Hellgrün der Alpenbäche bekundenden Wassers zu.

Je höher er stieg, desto einsamer wurde die Gegend. Den Park hatte er bereits seit geraumer Zeit hinter sich liegen. An einer Stelle, wo die Gewalt des Wassers den Weg so vollständig unterwaschen hatte, daß der Pfad sich mit einem Male in dem Bach zu verlieren schien, mußte er plötzlich Halt machen, um sich zu orientiren.

„Was ist das?" — dachte er, den Bergstock in die Erde stoßend und sich darauf stützend. „Hier endet ja mit einem Male der Pfad, und drüben ist auch Nichts mehr davon zu sehen! Sollte ich mich vergangen haben? Das wäre spaßhaft! Ich mache den Weg mindestens zum sechsten Male, und nun weiß ich auf einmal nicht mehr Bescheid! Auch nicht übel! Und wie mir scheint, beginnt es bereits zu dämmern. Aber das ist ja nicht möglich! Vor acht Uhr geht die Sonne nicht unter, und jetzt ist es höchstens halb Acht. Was soll das bedeuten?"

Richard warf einen Blick auf die Taschenuhr und einen zweiten durch die Bäume nach dem Himmel. Der erste bestätigte ihm die erfreuliche Thatsache, daß er sich nicht geirrt hatte, denn es war wirklich erst sechs Minuten über halb Acht; somit fehlte bis zum Sonnen-untergange mindestens eine halbe Stunde. Weniger erfreulich gestalteten sich dagegen die Wahrnehmungen des zweiten Blickes. Der früher so heitere Himmel

war nämlich mit Wolken umzogen, von denen unser Wanderer bis jetzt Nichts gemerkt hatte, weil er, in seine Gedanken versunken, die Augen nicht empor richtete. Ueberdies machte sich auch hier auf der Höhe jener gewisse feuchte Wind ganz auffallend fühlbar, welcher seine baierische, d. h. westliche Herkunft dem mit der Gegend Vertrauten in durchaus nicht zu mißzuverstehender Weise kundgiebt.

„Alle Wetter!“ rief Richard. „Mir scheint, es giebt Regen oder, wie der biedere Sesselträger drunten sich ausdrückte, „grob's Wetter!“ Und ich habe von hier bis zur Zistel noch zum Mindesten eine bis anderthalb Stunden! Da heißt es sich sputen, wenn wir noch mit trockener Haut auf die „Alm“ kommen wollen! Ob ich nicht gescheidter daran thäte, umzukehren? Ich dürfte hier etwa auf halbem Wege sein! Bah! Am Ende ist es doch nur eine Wolke, höchstens ein vorübergehender Regenschauer, und gegen einen solchen bin ich durch meinen Plaid geschützt. Also vorwärts!“

Um jedoch dieses ermuthigende „Vorwärts!“ zu praktischer Ausführung zu bringen, mußte Herr von Hellmich vorher den ihm abhanden gekommenen Weg wieder aufsuchen. Er erkletterte daher den Felsenvorsprung, an dessen Fuß der Bach sich schäumend brach und blickte hinab. Richtig, dort drunten zog sich der Pfad wieder

längs des Baches hin. Der Weg war also nicht verfehlt. Freilich stand zu besorgen, daß er gelegentlich wieder, wie an dieser Stelle, in den Bach münden konnte, eine Aussicht, die wenig Verlockendes hatte, falls die Felswände sich höher und schroffer erheben würden als hier.

Diese letzte Besorgniß erwies sich zum Glücke als unbegründet, denn etwa tausend Schritte weiter bog der Pfad von seinem bisherigen Begleiter, dem Bache, ab und führte rechts aufwärts in's Gebirge, während das Wasser seinen Weg brausend nach links fortsetzte.

Nach einer Viertelstunde weiteren Marsches gelangte Richard zu einer offenen Stelle. Eine kleine grüne Trift gewährte freie Aussicht über das Aigener Thal. Die Höhe von hier bis hinab zur Thalsohle mochte etwa zweitausend Fuß betragen. Er hatte somit bereits etwas mehr als die Hälfte bis zur Zistel erklommen.

Der Blick über das Gebirge bot wenig Tröstliches. Bis zur Mitte herab stak der Untersberg in seiner grauen Wolkenhülle. Watzmann und Taennengebirge waren verschwunden; auch der Gipfel des Gaisbergs zeigte sich völlig umzogen. Drunten aus Baiern kam es dunkel herauf, allerdings nicht gewitterschwer, aber mit jenem bedenklichen Grau, welches länger anhaltenden Regen verkündet.

„Das kann gut werden!" — rief der Bergsteiger, nachdem er eine Weile die Landschaft prüfend betrachtet hatte. „Allem Anschein nach haben wir in einer halben Stunde den schönsten Regen, und Gott weiß, wie lange er anhalten wird. Ob ich doch nicht besser daran thäte, jetzt noch umzukehren?"

Ein leichter Regentropfen, welcher ihm in diesem Augenblicke auf die Nase fiel, schien wohl geeignet, zur Umkehr zu mahnen. Immer tiefer senkte sich die graue Wolkenhülle über das Gebirge und bildete an den Schrofen und Triften die seltsamsten, beständig wechselnden Draperien. Noch war die Stelle, auf der Richard stand, wolkenfrei. Wer aber bürgte ihm dafür, daß diese nicht auch binnen Kurzem umzogen sein würde, und dann befand er sich mitten drinnen im schönsten Nebel, denn was den Leuten im Thale drunten als Wolke erscheint, ist droben auf dem Berge Nebel.

Während unser Freund noch mit sich zu Rathe ging, erblickte er drüben an dem Waldessaume der Trift einen Bauernjungen, der einige Ziegen vor sich hertrieb.

„Heda, Du!" — rief ihm Richard zu. „Wie weit ist's noch bis zur Zistel?" Der Junge blickte auf.

„Wos?" — tönte die Antwort herüber.

„Wie weit ich noch hab' bis zur Zistel?"

„A holb's Stündl'!"

Richard kannte die Zeitrechnung der Salzburger Gebirgsbauern zu gut, um nicht zu wissen, daß dieses „Holb's Stündl'" in's Hochdeutsche übersetzt eine gute Stunde besagen wollte.

„Giebt's keinen näheren Weg?"

„Freili."

„Willst Du mir ihn zeigen?"

„Kann nöt! I muß die Goas hamtreiben!"

„Aber sagen kannst mir doch, wo ich zu gehen hab'?"

Der „Zieg'nbua" hob seinen Stecken, deutete nach rechts in den Wald und begann eine Beschreibung, aus deren „auffi", „obi" und „zuwi" Richard wenigstens soviel entnahm, daß ein steilerer Pfad als der Hauptweg in bedeutend kürzerer Zeit als dieser nach der Alpenwirthschaft führte. Er dankte dem Burschen, rückte den Plaidriemen über die Schulter zurecht, faßte den Bergstock fester und schlug sich gleich Seume's Canadier seitwärts in die Büsche.

Die Angabe des „Ziegenbuben" erwies sich als richtig, denn es dauerte nicht lange, so war der Seitenpfad gefunden. Allerdings hatte dieser mit dem trockenen Bette eines Wildbaches eine bedenkliche Aehnlichkeit, aber er führte wenigstens aufwärts, und das blieb unter diesen Umständen die Hauptsache.

Unterdessen war der Nebel von fünf Minuten zu fünf Minuten dichter geworden und verwandelte sich allgemach in ein solides Nebelreißen, dessen durchfeuchtende Wirkung sich bald an dem Hute und dem Lodenrocke fühlbar machte. Regen konnte man das allerdings noch nicht nennen, denn hierzu waren die Tropfen viel zu fein. Die stärksten hatten kaum den Umfang eines Hirsekörnchens. Da sie sich aber millionenweise anlegten, so ersetzten sie reichlich durch ihre Menge was ihnen an Volumen abging, und das kam am Ende auf dasselbe heraus.

Weit bedenklicher, als die unbehagliche Nässe war die zunehmende Dämmerung. Zwar wußte Richard, daß, so lange es ihm möglich blieb, sich auf dem holperigen Pfade zu erhalten, die Gefahr, in eine der Schluchten, an denen es auf dem Gaisberg keineswegs mangelt, hinabzustürzen, ziemlich ferne lag. Wie aber, wenn ihn die Nacht überraschte? Wenn er in dem dichten Nebel vom Pfade abkam, eine Eventualität, die keineswegs unbedingt ausgeschlossen schien, denn Gebirgspfade sind keine Gartenwege. Selten betreten, unterscheiden sie sich nur wenig von dem felsigen Waldboden, und mit zunehmender Dunkelheit mußten sich diese Unterschiede immer schwerer auffinden lassen.

„Die Geschichte wird fatal!" dachte unser Wanderer, während er sich mit dem Taschentuche den feuchten Bart

abwischte. „In einer halben Stunde ist's stockdunkle Nacht! Bin ich bis dahin nicht unter Dach und Fach, dann bleibt mir Nichts übrig, als mich in meinen Plaid gewickelt unter einen Baum zu setzen und ruhig abzuwarten, bis es Tag wird. Eine hübsche Aussicht! Geschieht mir übrigens Recht! Ich hätte umkehren sollen, als es noch Zeit war! Jetzt ist Nichts mehr zu ändern! Also vorwärts, so lange es geht! Zum Bivouak im Nebel ist ein Baum so gut wie der andere!"

Der Pfad wandte sich nun ziemlich scharf bergan. Immer dichter legte sich der Nebel in den Wald, und immer dichter sammelten sich die Tröpfchen auf Hut, Lodenrock und Beinkleidern. Der Weg selbst und dessen nächste Umgebung ließ sich noch leidlich erkennen, aber über zwanzig Schritte hinaus war Alles nasser Dunst. In dem Geröll des Pfades begannen sich bereits kleine Rinnsale zu bilden; auch von den Bäumen tropfte es schon ganz lustig. Todtenstille lag auf der Natur. Alle Vögel hatten sich in ihre Nester geflüchtet; auch die biederen Ochsen und Kühe lagen längst behaglich in ihren Schlupfwinkeln. Richard vernahm kein anderes Geräusch als das der eigenen Schritte und das Klirren seines eisenbeschlagenen Bergstockes gegen den felsigen Grund.

Da ertönte mit einem Mal hell vom Thale herauf Glockenklang. Es war das Ave-Maria-Geläute von

Salzburgs Thürmen. Richard blieb stehen, um dem melodischen Klange zu lauschen, der ihn fast berührte wie Freundesgruß aus der Ferne. Er sah auf seinen Remontoir. Die Uhr zeigte die achte Stunde.

„Also noch immer eine volle halbe Stunde bis zum Einbruch der Dunkelheit!“ — sprach er, den Bergstock fester fassend. „Bis dahin kann viel geschehen. Diese verwünschte Zistelalp muß ja doch . . . Halt! was war das?“

Der plötzliche Uebergang in dem Monologe des jungen Mannes hatte darin seinen Grund, daß es ihm vorkam, als schalle links aus der Tiefe ein Ruf zu ihm empor. Er blieb stehen, um zu lauschen. Nichts regte sich. Nur im Walde rieselte leise das Wasser von den schwer herabhängenden Blättern.

„Vielleicht der Schrei eines verspäteten Geiers!“ dachte er. „Gehen wir weiter!“

Im Augenblicke, wo er den Fuß zum Steigen hob, schlug jedoch ein zweiter Ruf und diesmal deutlicher noch als vorher an sein Ohr.

„Ahoi!“ erscholl es lang aushaltend mit heller Stimme aus der Ferne herauf.

„Was ist das?“ — sagte Richard. „Ahoi“ ist doch kein Alpenruf! Hier schreit man „Juchuh“ und nicht

„Ahoi“! Am Ende auch einer, welcher gleich mir der rettenden Zistel zustrebt! Nun, wir werden ja sehen!“

Und beide Hände vor den Mund haltend, schrie er mit voller Kraft der Lungen, daß Wald und Schrofen widerhallten, „Ahoi“ zurück in der Richtung, aus welcher der Ruf gekommen war.

„Hierher!“ tönte es von unten zurück.

Richard fuhr zusammen. Gaukelte ihm sein Ohr einen akustischen Spuk vor oder hatte er recht gehört? Das war ja die Stimme Allans, des jungen Amerikaners!

„Ich komme!“ — rief er mit Aufgebot aller Kraft, und zugleich begann er vorsichtig durch den Wald in der Richtung hinabzuklettern, aus welcher der Ruf gekommen war.

Der Weg war stark abschüssig, und überdies machte der feuchte Boden das Absteigen in der Dämmerung doppelt beschwerlich und keineswegs ungefährlich. Bedächtig von Baum zu Baum kletternd, und immer in kurzen Zwischenräumen einen Ruf ausstoßend, auf welchen stets näher und deutlicher die Antwort folgte, gelangte Richard endlich nach etwa zehn Minuten harter Arbeit an eine lichtere Stelle.

Hier tönte der Ruf ganz nahe von unten, ein Umstand, der um so größere Vorsicht gebot, als er zu beweisen schien, daß sich Richard auf der Höhe irgend eines jäh

abfallenden Felsens befand. Mit äußerster Vorsicht, jeden Schritt Bodens genau mit dem Bergstocke prüfend, ehe er den Fuß darauf setzte, schob sich Richard vorwärts. Das dichte, von Nässe triefende Unterholz sorgsam auseinander biegend und sich fest an die schützenden Bäume klammernd, bog er sich vor, soweit er es vermochte und schrie hinab: „Ahoi!“

„Sind Sie es wirklich Doctor von Hellmich, oder treibt der Berggeist seinen Spuk mit mir!“ — ertönte es von unten.

„Allan! Um des Himmels Willen, wie kommen Sie hierher?“ — rief Richard, indem er sich umsonst bemühte, in der Dämmerung die Gestalt des Reisenden zu unterscheiden.

„Das sollen Sie sogleich erfahren, Doctor! Jetzt aber bleiben Sie fest stehen, wo Sie sind und machen Sie keinen Schritt mehr vorwärts. Sie befinden sich auf einem Felsen, zwar nicht so hoch wie die Nagelflüh des Mönchsbergs, aber doch immer hoch genug um Arm und Bein zu brechen, wenn Sie nicht gut Acht geben.“

„Aber wie komm' ich zu Ihnen hinab? Sehen Sie mich von unten?“

„Bis jetzt höre ich nur Ihre Stimme, und diese ist Musik für mein Ohr! Sie müssen sich langsam links wenden! Dort senkt sich das Terrain allmälig.

Aber geben Sie ja wohl Acht! Bei diesem verwünschten Nebel im Vereine mit dem Zwielicht sieht man kaum auf dreißig Schritt weit! Ich gehe Ihnen langsam entgegen, Doctor! Folgen Sie nur dem Klange meiner Stimme! Sie wird Sie leiten."

Richard hörte wie ein kleiner Hund drunten anschlug.

„Gehört der Hund zu Ihnen, Mister Curtis?" — fragte er, während er, der erhaltenen Weisung folgend, sich langsam links wandte.

„Gewiß! Es ist mein wackerer Devil, bis jetzt mein einziger Genosse in der Wildniß. Er ist es, der mich in diese absonderliche Situation gebracht hat, das heißt, eigentlich nicht er, sondern eine dickköpfige Kuh, die ihn und mich verfolgte. Ein Glück, daß die Fence da war, und daß der brave Zimmermann sie oben nicht allzuhoch machte und unten ein Loch ließe! Sonst wäre es wahrscheinlich mir und meinem Devil schlecht genug ergangen! Wo sind Sie jetzt, Doctor?"

„Hier!"

„Können Sie mich sehen?"

„Noch nicht. Das Unterholz ist zu dicht!"

„Nur immer links halten! Jetzt kommt wieder so ein nichtswürdiger Fels, freilich kaum halb so hoch, als der vorige. Achtung, Doctor! Da springt eine kleine Schlucht ein! Ich denke, an dieser Stelle müßten Sie

leichter absteigen können. Es sind da nur einzelne Blöcke. Ha, nun sehe ich Sie endlich! Sehen Sie mich auch?"

„Ja wohl, Mister Curtis! Denken Sie, daß ich zwischen diesen beiden Blöcken hinab kann?"

„Es sind noch etwa zwanzig Fuß bis zum Boden. Fassen Sie den Strauch rechts fest! So! Nun den scharfen Vorsprung links! Vortrefflich! Bitte, setzen Sie nun den Fuß auf das kleine Plateau hier, auf das ich mit dem Bergstocke klopfe! Recht so! Und nun noch einen kurzen Satz! Bravo! Willkommen, mein Erretter! Willkommen in der Wildniß!"

Allan streckte Richard beide Hände entgegen, die dieser erfaßte und kräftig drückte. Sie waren kalt wie Eis.

„Nun aber, Mister Curtis!" begann er, sich auf den Bergstock stützend und den jungen Mann verwundert von oben bis unten betrachtend. „Nun, sagen Sie mir vor allen Dingen, wie kommen Sie allein hierher in den Wald?"

„Wahrscheinlich gerade so wie Sie, lieber Doctor! Ein armer, versprengter Tourist! Das ist Alles! Aber wollen sie mir nicht in meinen Palast folgen? Ich bin gründlich durchnäßt! Sie sind es ohne Zweifel auch! Und hier im Nebel ist es kalt, daß man friert bis in's Mark!"

„Ihr Palast? Ich verstehe Sie nicht!"

„Sie werden mich sogleich verstehen! Komm Devil!"

Der kleine schwarze Pintsch sprang lustig kläffend voraus. Allan Curtis und Richard folgten.

„Sie haben also ein Abenteuer gehabt?" begann Richard, „und wie mir scheint ist es nicht ohne Folgen geblieben, denn Sie hinken, wie ich sehe."

„Ich habe mir bei dem Sprung über den Fence ein Wenig den Fuß vertreten. Aber es ist von keiner Bedeutung."

„Wollen Sie sich auf mich stützen?" — sagte der Doctor, dem Verirrten den Arm bietend. „Sie gehen sich so leichter!"

„Ich danke Ihnen, lieber Doctor!" erwiderte Allan sich einhängend.

„Nun, und wie war die Geschichte mit der Kuh?"

„Oh, sehr spaßhaft, wenn Sie mir nur nicht selbst begegnet wäre!" — rief Allan lachend. „Wir stiegen heute Nachmittag mit einem Führer herauf, um morgen den gerühmten Sonnenaufgang zu sehen. In dem Wirthshause, die „Zistel" heißt es, glaube ich, — fanden wir ziemlich viel Gesellschaft. Mein würdiger Papa hatte sich müde gestiegen und begab sich bald auf unser Zimmer, um ein Stündchen zu ruhen. Ich bummelte unterdessen auf dem Berg herum und wollte ein Wenig botanisiren. Devil begleitete mich. Ich muß wohl, ohne

es zu merken, ziemlich weit abgekommen sein, denn als ich mich umblickte, um mich zu orientiren, fand ich, daß ich die Richtung verloren hatte. Unterdessen umwölkte sich der Himmel immer mehr. Ich beschloß also auf gut Glück umzukehren. Da kamen wir auf einen freien Platz, wo Hornvieh weidete. Eine Kuh schien an meinem armen Devil Anstoß zu nehmen. Mit gesenkten Hörnern, den Schweif hoch in der Luft, stürzte sie auf den Hund zu. Dieser flüchtete sich zu mir. Sie begreifen, Doctor, daß ich trotz meines Bergstockes mich nicht berufen fühlte, den angebotenen Kampf aufzunehmen. Wir flüchten also; Devil voran, ich hinterdrein. Eine starke Umplankung versperrte uns den Weg. Mit einem kühnen Sprung setzte ich darüber weg, Devil kroch unten durch ein Loch, und die kriegerische Kuh hatte das Nachsehen! Hinter dem Fence befand sich dichter Wald. Dieser gewährte mir Schutz. Zu meinem Mißvergnügen bemerkte ich jedoch, daß ich mir bei dem Sprung den Fuß ein Wenig überstaucht hatte und daß ich nun ganz und gar aus der Richtung gekommen war. Ich begann zu rufen. Niemand antwortete mir als die neckische Nymphe Echo. Unterdessen wurde der Nebel immer dichter. Schon machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, mit Devil im Freien campiren zu müssen, da ließ mich ein günstiges Geschick diesen Palast hier finden, dessen Honneurs ich

Ihnen nun mache. So, lieber Doctor, nun kennen Sie die Irrfahrten des Ulysses vom Gaisberge!"

Bei dem Worte „Palast" deutete Allan auf eine niedrige, nach vorn offene Hütte aus Holz, ein sogenanntes „Stadel", bestimmt, dem Wilde zur Winterszeit Schutz vor Schnee und Regen zu gewähren.

„Schmerzt Sie der Fuß stark?" fragte Richard, nachdem er mit Allan in das „Stadel" getreten war.

„Passirt. Ich fürchte nur, daß er mich beim Steigen hindern dürfte!"

„Ich habe hier in meiner Feldflasche alten Nordhäuser!" — meinte Richard. „Wie wäre es, wenn ich Ihnen den Fuß damit einriebe. Branntwein ist ein vortreffliches Mittel bei solchen Contusionen!"

„Nein, nein, Doctor!" — rief Allan rasch. „So arg ist es nicht! Ich danke Ihnen! Auch wäre dies arge Verschwendung. Bei diesem nichtswürdigen Wetter können wir den Nordhäuser weit besser verwenden, falls es im Buche des Schicksals bestimmt sein sollte, daß wir die Nacht hier zubringen müssen!"

„Wie Sie meinen, Mister Curtis. Aber was fangen wir nun an? Die Nacht rückt immer näher, und es ist keine Aussicht, daß der Nebel weicht! Wollen wir nicht versuchen, ob es uns doch gelingt, zur Zistel zu kommen?"

Nunc ego jactandas optarem sumere pennas
Sive tuas Perseu, Daedale, sive tuas!

recitirte Allan mit komischem Pathos, während er, an der Oeffnung des „Stadels“ stehend, bedenklich hinausblickte in das wogende Nebelmeer.

Ut tenera nostris cedente volatibus aura
Adspicerem Zistelae dulce repente solum!

fuhr Richard lachend fort. „Wahrhaftig! tenera aura ist der Zephyr gerade nicht, der uns hier umsäuselt! Uebrigens bewundere ich Ihren Humor, Mister Curtis! Die Aussicht, sechs bis sieben Stunden hier in Ihrem „Palaste“ zubringen zu müssen, ist eher alles Andere als humoristisch!“

„Wir Amerikaner trösten uns mit dem Sprüchwort: Make the best of it!“ erwiderte Allan leichthin. „Jetzt, wo ich einen socium miseriae habe, hat die Wildniß bereits die Hälfte ihrer Schrecken für mich verloren. Vorhin, als ich noch allein war, hätte ich mich beinahe gefürchtet?“

„Gefürchtet? Vor wem?“

„Jedenfalls nicht vor Banditen, denn diese giebt es hier nicht!“ versetzte Allan scherzend. „Wenn es nur nicht so entsetzlich kalt wäre! Der nasse Rock ist ein schlechter Schutz gegen Ihre tenera aura!“

„Ich bin recht ungeschickt!“ rief Richard. „Hier habe ich meinen trockenen Wollplaid und komme nicht auf den Gedanken, Ihnen denselben anzubieten!“

Damit streifte er die schützende Wachstuchdecke von dem Tuche und reichte es Allan.

„Wie gut Sie sind, Doctor!“ erwiderte dieser. „Aber ich darf das nicht annehmen! Sie sind ja selbst naß!“

„Bah! Mich genirt das Bischen Nässe nicht! Sie mit Ihrer schmächtigen Gestalt brauchen das Tuch nöthiger als ich!“

„Sie haben Recht, Doctor! Mama Natur hat mich wirklich etwas stiefmütterlich behandelt für einen Mann, wahrscheinlich, weil sie den besseren Theil meiner Zwillingsschwester zuwenden wollte.“

„Nun, ich denke, Sie brauchen sich wohl nicht zu beklagen! In Ihrem Alter sind wir ja Alle gewöhnlich dürr wie Jagdhunde. Wie alt sind Sie jetzt, Allan, — Pardon, Mister Curtis wollte ich sagen.“

„Bitte, sagen Sie immerhin Allan!“ erwiderte der junge Mann, indem er den Plaid nahm, in den Hintergrund der Hütte trat, den feuchten Rock schnell abwarf und sich fest in die wärmende Hülle wickelte. „Im Munde meiner Freunde höre ich diesen Namen am Liebsten!“

„Und denken Sie, daß eine so flüchtige Begegnung, wie die unsrige mir ein Recht auf den Namen Ihres Freundes geben könne?“

„Und weshalb nicht, Doctor? Sind wir nicht Unglücksgenossen? Das Malheur bringt die Leute gewöhnlich weit rascher zusammen als die guten Tage. Ist es mir doch, als kennte ich Sie schon Jahre lang!“

„Wahrhaftig, mir geht es ebenso!“ versetzte Richard.

„Sehen Sie, das ist Sympathie der Seelen!“ — rief Allan, indem er wieder vortrat und sich auf einen Baumstrunk unfern des Eingangs setzte. „Ihr Plaid ist mir eine wahre Wohlthat! Ich danke Ihnen!“

Bei diesen Worten reichte er dem Doctor die Hand. Dieser hielt sie einen Augenblick fest.

„Welche kleine, zarte Hand Sie haben!“ — sagte er, „fast zu klein für einen Mann, und dabei kalt wie Eiszapfen. Wollen Sie einen Schluck von meinem Nordhäuser, Allan? Der wird Sie wärmen!“

„Ich bitte darum, Doctor!“

Richard reichte ihm die Feldflasche. Allan that einen Schluck und brach sofort in heftiges Husten aus.

„Das brennt ja wie Feuer!“ — sagte er pustend. „Aber es thut wirklich gut. Es wärmt.“

„So ein wenig inneres Feuer ist nicht zu verachten, wenn man kein äußeres hat!“ — bemerkte Richard, nachdem er gleichfalls einen Schluck genommen. „Aber wer hindert uns, Feuer anzumachen? Ich habe ein ganzes Packet schwedischer Zündhölzer bei mir, und dort

hinten in Ihrem „Alpenpalast“ liegt Heu und Reisig genug!“

„Bei Gott! Eine prächtige Idee, Doctor! Machen wir Feuer! Das wird uns wohlthun!“

„Und außerdem kann es den Leuten, die Sie jedenfalls suchen werden, als Leitstern dienen“ — bemerkte Richard, indem er nach dem Hintergrund der Hütte ging und mit einem Arm voll Heu und Reisig zurückkehrte. „Ihr Vater dürfte in Angst sein um Sie.“

„Poor pa! — Er wird mir wieder eine schöne Predigt halten!“ sagte Allan, während er das Brennmaterial schichtete. „Nun diesmal habe ich sie verdient! Wie froh bin ich, daß der Zufall, oder sagen wir lieber ein gütiges Geschick, Sie zu mir geführt hat!“

Bald lohte das Feuer am Eingange des „Stadels“ empor. Allan schob seinen Baumstrunk näher, Richard fand einen alten Melkkübel, den er umstülpte und sich zum Sitze herrichtete. Devil, der schwarze Pintsch, streckte sich behaglich zwischen Beide zum Feuer. Draußen triefte es von den Bäumen, daß es eine Freude war.

„Da sage nun noch Jemand, daß man in unserer prosaischen Zeit keine romantischen Abenteuer erleben könne!“ begann Allan, indem er, fest eingewickelt in Richards Plaid, die Füße der wohlthuenden Wärme entgegenstreckte. „Da sitzen wir nun, zwei- bis dreitausend

Fuß über der Meeresfläche in einer Hütte beisammen, wie Robinson und Freitag. Doctor! Haben Sie Cigarren bei sich?“

„Gewiß! Wünschen Sie eine?“

„Nein! Aber ich denke, es wäre Ihnen behaglicher, wenn Sie rauchten!“

„Sie haben Recht! Eine gute Cigarre hilft über manche Unbehaglichkeit des Lebens hinweg!“

Richard bückte sich, nahm eine Kohle und steckte seine Cigarre in Brand.

„Was fangen wir an, um uns die lange Nacht zu kürzen?“ fragte er, den Blick auf Allan richtend, dessen hübsches Gesicht, von der Flamme grell beleuchtet, sich merkwürdig scharf von der dunklen Umgebung abhob.

„Erzählen wir uns Geschichten!“ versetzte dieser.

„Geschichten? Ich bin ein schlechter Erzähler!“

„Ich meine keine Dichtungen, sondern wahre Geschichten aus unserem Leben. Sie müssen mir zugeben, Doctor, daß unsere Situation ungemein geeignet ist zu vertraulichen Mittheilungen!“

„Wenigstens brauchen wir dabei keine Störung zu befürchten. Gut! Aber, wer fängt an?“

„Wie heißt's in den Hugenotten? Der Letztgekommene sei's! Herr Raoul fängt an!“ — rief Allan. „Doctor! Sie sind der Letztgekommene. Mithin fangen Sie an!“

„Meinetwegen! Nur weiß ich nicht, womit ich anfangen soll!"

„Ich denke, wenn das Schicksal zwei junge Männer, gleich uns, in so seltsamer Weise zusammenführt, dann giebt es wohl kaum ein Thema, über welches sich mehr und Interessanteres sagen ließe, als die Liebe!" — meinte Allan schalkhaft lächelnd.

„Die Liebe!" — rief Richard, große Augen machend, „da werden Sie von mir wenig Interessantes erfahren!"

„Sie haben nie geliebt?" —

„Bah! die paar gleichgültigen Abenteuer, die jedem Manne meines Alters gelegentlich einmal zustoßen, kann man doch nicht Liebe nennen!" —

„Sie waren niemals verliebt!"

„Doch! Eine Jugendeselei, wie solche Jeder durchmachen muß, ehe er sich die Hörner abläuft!"

„Sehen Sie, Doctor! Nun sind wir auf dem besten Wege!" — rief Allan eifrig. „Also erzählen Sie!"

„Die Geschichte ist wahrhaftig Nichts weniger als interessant!"

„Mich interessirt sie doch! Sagten Sie nicht, wir wollten Freunde sein?"

„Ich denke, wir sind es bereits per tot discrimina rerum!"

„Nun also! Als Freund kann mir die kleine Herzensgeschichte eines Freundes doch wohl nicht gleichgültig sein!"

„Mir fällt auch gar nicht ein, daraus ein Geheimniß zu machen! Ich weiß nur nicht, wie ich damit anfangen soll."

„Ich will Ihnen helfen! Zunächst eine Frage: Wie hieß Ihre erste Flamme?"

„Ida!"

„Ein poetischer Name! Und wer war sie?"

„Die Tochter meines Tanzmeisters!"

„Ah! Also eine Ballerina?"

„Keineswegs! Sie war einfach die Tochter des Tanzmeisters und ein hübsches Mädchen, in welche wir Gymnasiasten, die wir damals bei dem Papa in der Kunst Terpsichore's Studien machten, uns der Reihe nach Alle verliebten!"

„Und Sie, Doctor, waren der Auserkorene?"

„Das heißt, ich schmeichelte mir es zu sein, und Ida war so gütig, mich in dieser Meinung zu bestärken!"

„Das heißt, Sie wurden von ihr betrogen!" rief Allan lebhaft.

Richard zuckte die Achseln.

„Betrogen? das möchte ich gerade nicht sagen. Wir waren eben Beide noch ein Paar richtige Kindsköpfe.

Ich zählte achtzehn Jahre und Ida zählte sechszehn Frühlinge, wie es früher im Taschenbuchnovellenstile hieß."

„Also haben Sie sie nicht geliebt?"

„Ich bitte um Verzeihung! Ich war sogar bis über die Ohren in das Mädchen verliebt und habe damals viel Herzweh gelitten. Ida war meine erste Liebe. Man weiß, was das heißt! Und Sie, Allan, werden es jedenfalls auch wissen."

„Ich?"

„Natürlich! Wollen Sie mir weiß machen, Ihr Herz habe noch niemals wärmer geschlagen? Wie alt sind Sie jetzt?"

„Zwanzig Jahre!"

„Nun, dann haben Sie sogar einen Vorsprung von zwei Jahren vor mir voraus." —

„Und doch habe ich bis jetzt noch nicht geliebt!"

„Duckmäuser!" rief Richard, mit dem Finger drohend. „Man braucht Ihnen nur in's Gesicht zu sehen, um Sie auf der Lüge zu ertappen!"

„Dann lügt mein Gesicht!" sagte Allan, sich von der Flamme halb abwendend. „Aber wir gerathen auf Abwege. Sie sind mir noch den Schluß Ihrer Erzählung schuldig."

„Der Schluß ist sehr einfach. Wir machten uns gegenseitig das Leben herzlich sauer, Ida mir durch

Coquetterie, ich ihr durch Eifersucht. Das ging so fort, bis ich Würzburg verließ, um in München die Universität zu besuchen. Dann war es alle!"

„Sie fanden in München Ersatz für die Coquette?"

„Ich suchte keinen, sondern lebte nur meinen Studien und meiner Kunst!"

„Und seitdem haben Sie nicht wieder geliebt?"

„Die Paar Bagatellen, welche sich mir später boten, möchte ich nicht Liebe nennen!" — versetzte Richard, sinnend in die Flammen blickend. „Mir scheint, ich habe über der Jurisprudenz und der Architektur ganz und gar zu lieben verlernt!"

Allan lachte.

„So etwas verlernt sich nicht so leicht!" — meinte er, nach seiner Weise. „Sie haben eben nur noch nicht die rechte gefunden!"

„Mag sein! Uebrigens habe ich auch noch nicht gesucht, und was sich mir von selbst bot, hatte zu wenig Reiz."

„Also hat sich doch später noch Manches geboten?" fiel Allan rasch ein.

„Wie sonderbar Sie fragen! Ich bin ja doch kein Kaliban! Auch weiß man, daß ich vermögend bin und außerdem durch meinen Beruf ein hübsches Stück Geld verdiene. Ich bin somit, was man keine üble Partie

nennt, und eine solche erfreut sich bei den Damen stets einer lebhaften Nachfrage!“

„Und weshalb spielen Sie den Spröden?“

„Nun, Sie Großinquisitor, wenn Sie schon Alles wissen wollen, so mögen Sie auch dieses erfahren!“ — sagte Richard. „Ich mag nicht Speculationsobject sein! Wenn ich heirathe, will ich mit ganzem, vollem Herzen lieben und aus ganzem, vollem Herzen geliebt werden. Für mich ist die Liebe die Poesie des Lebens, und diese mag ich gegen steifbürgerliche Alltagsprosa nicht eintauschen!“

„Bravo!“ — rief Allan, in die Hände klatschend. „Das ist auch meine Meinung!“

„Sie Grünschnabel mit Ihren zwanzig Jahren sind gar nicht berechtigt, in solchen Angelegenheiten eine Meinung zu haben“ — versetzte Richard mit Laune. „Sie behaupteten vorhin, Sie hätten noch nie geliebt. Wenn dies wahr ist, dann fahren Sie nur so fort, studiren Sie Ihre Medicin, sägen Sie den Leuten Arme und Beine ab und bereiten Sie sich ernsthaft vor auf Ihren späteren Beruf, den himmlischen Heerschaaren stets neuen Zuwachs zuzuführen!“

„Gut, Doctor! Ich will mir's merken!“ versetzte Allan, in komischer Demuth das Haupt neigend. „Zum

Schlusse müssen Sie mir jedoch noch eine Frage beantworten. Was ist aus Ihrer Ida geworden?"

„Meine Ida scheint Ihnen ja gewaltig am Herzen zu liegen, da sie sich so eifrig nach ihr erkundigen?"

„Das nicht! Aber die Geschichte muß doch einen Schluß haben."

„Sie hat ihn auch, und zwar einen recht tragischen."

„Ida ist gestorben?" fragte Allan gespannt.

„Nein! Sie wurde schließlich die Gattin eines ehrsamen Metzgermeisters in Würzburg und verkauft jetzt Schinken und Würste in dem Laden ihres Mannes. Als ich sie vor drei Jahren zum letzten Male sah, war sie fast ebenso dick geworden wie ihr Herr Gemahl. So, nun wissen Sie die Geschichte meiner ersten Liebe von A bis Z. Sind Sie jetzt zufrieden?"

„Ja, ich bin es! Das war allerdings ein tragischer Abschluß!"

„Und nun ist die Reihe des Erzählens an Ihnen. Berichten Sie mir etwas von dem Leben und Treiben drüben in der neuen Welt. Das dürfte interessanter werden als meine altbackene Liebesgeschichte."

„Gern! Womit soll ich beginnen?"

„Womit Sie wollen. Ich werde es machen, wie Sie es vorhin mit mir gemacht haben. Ich werde fragen!"

„Gut! Fangen Sie an!"

„Vorher will ich jedoch noch ein wenig Reisig nachlegen, damit unser Feuer nicht erlischt!“ sagte Richard, indem er sich erhob, um nach dem Reisigvorrath zu gehen. In diesem Augenblicke war ihm, als hörte er droben vom Gebirg einen schwachen Ruf.

„Was war das?“ rief er, stehen bleibend. „Haben Sie Nichts gehört?“

„Es klang wie eine ferne Stimme!“ erwiderte Allan lauschend.

Richard trat vor das „Hirschenstadel“ und ließ ein so dröhnendes „Juchuh“ erschallen, daß alle Schrofen davon widerhallten.

Es dauerte nicht lange, so ertönte ein zweites, und diesmal mehrstimmiges „Juchuh“ zurück.

„Wir sind erlöst!“ — rief er vergnügt, „dieser Ruf gilt Ihnen, Allan! Ohne Zweifel ein Expeditionscorps unter Anführung Ihres geängstigten Papa's, welcher das Gebirge nach Ihnen absucht. Hören Sie! Da tönt der Ruf schon näher! Falls meine Augen mich nicht trügen, sehe ich auch fernen Fackelschein durch den Nebel dringen. Man wird unser Feuer bemerkt haben. Uebrigens kann es nicht schaden, wenn ich noch einmal rufe.“

Und auf's Neue dröhnte das lang gehaltene „Juchuh“ von Fels und Wald wider. Die Antwort ließ nicht auf sich warten.

„Jetzt ist's aus mit der Robinsonade im wilden wilden Walde! Das sind sie, unsere Erretter!" — rief Richard lustig. „In einer halben Stunde sitzen wir behaglich in der Zistel beim Souper!"

„Schade!" — meinte Allan, indem er seinen unterdessen beim Feuer getrockneten weiten Lodenrock nahm, damit zurücktrat, ihn rasch anzog und dann Richard den Plaid wieder überreichte.

„Schade, wie so?" —

„Daß unser Abenteuer sobald schon endigt."

„Na, ich denke, wir hätten doch wohl genug gefroren in unserem „Hirschenstadel"!" meinte Richard, indem er seinen Plaid wieder zusammenschnürte und den Riemen über die Schulter warf. „Auch muß ich gestehen, daß ich gewaltigen Appetit bekommen habe. Halloh, Leute! Hierher! Da sind wir!"

Dieser Ruf galt einigen dunklen Gestalten, welche, von Kienfackeln beleuchtet, etwa hundert Schritte weiter oben im Nebel auftauchten. Wenige Augenblicke später war die Rettungsmannschaft, bestehend aus Colonel Curtis, dem Führer, und zwei Bergbauern, vor dem „Stadel" versammelt.

Der Oberst begrüßte den verlorenen Sohn mit einem amerikanischen Kernfluche, welchem indessen sofort

eine stürmische Umarmung folgte. Richard verstand von den Vorwürfen, die sich über Allans Haupt ergossen, nur wenig mehr als das kräftig accentuirte damned nonsense! Uebrigens war leicht zu merken, daß die Freude über das glückliche Wiederfinden den Aerger des Colonel bei Weitem überwog. Der wackere Mann hatte ohne Zweifel gehörige Angst ausgestanden und sein Brummen und Schelten gewährte ihm sichtliche Erleichterung.

Nicht wenig erstaunt war Colonel Curtis, seinen Allan in Richards Gesellschaft zu finden. Der Doctor erklärte ihm in sehr unbeholfenem Englisch, wie sie der Zufall zusammengeführt hatte, worauf ihm der Oberst dankend die Hand schüttelte, daß alle Gelenke krachten.

Durch die Ruhe im Stadel hatte sich Allans verstauchter Fuß soweit gekräftigt, daß der junge Mann, gestützt auf den Führer, ohne besondere Beschwerde den Weg nach der Zistel antreten konnte. Die Bauern mit den Fackeln gingen voran; Richard und der Oberst machten den Beschluß. Dreiviertel Stunden später langte der Zug, allerdings auf's Neue durchnäßt von dem noch immer faustdicken Nebel, sonst aber wohlbehalten, unter dem schützenden Dache der Zistel an. Ein gediegenes Nachtmahl und ein solider Schlaf verwischten leicht die letzten Spuren der überwundenen Strapazen. Als die

Ausflügler den nächsten Morgen neugekräftigt erwachten, war der Nebel fast verschwunden. In voller Pracht stieg die Sonne über die Alpen hinauf, einen strahlenden Tag versprechend. Und sie hielt Wort! Als die Touristen gegen neun Uhr von dem Gipfel des Berges herabstiegen, war der Himmel so blau, der Sonnenschein so golden und die Welt so grün, als gehörten Nebel und Regen in dem schönen Salzkammergute zu den gänzlich unbekannten Dingen.

III.

Miß Ellen.

Durch das kleine Gaisberg-Abenteuer war Richard mit den beiden Amerikanern bekannt und vertraut geworden. Man kam überein, die weiteren Ausflüge von jetzt ab gemeinsam auszuführen. Auf den verschiedenen Streifzügen in's Gebirge und nach den romantischen Alpenseen erwies sich Colonel Curtis als ein „kreuzfideles Haus". Richard bedauerte nur, daß er so wenig Englisch und daß der Oberst noch viel weniger Deutsch verstand. Nach und nach fand man sich indessen doch mit der Sprache einigermaßen zurecht, und wo sich größere Schwierigkeiten boten, diente Allan als Dolmetscher. Nach vierzehntägigem Zusammensein hatte sich Richard so sehr an seine Begleiter gewöhnt, daß er nur mit Bedauern dem Augenblicke entgegensah, wo er sich von ihnen würde trennen müssen.

Dieser Augenblick kam früher, als er es erwartete. Von einem mehrtägigen Ausfluge an die Ufer des

Chiemsee's zurückgekehrt, fand er in seinem Hotel ein Telegramm vor, welches ihn nach Baden-Baden berief. Mit lebhaftem Bedauern theilte er den Amerikanern mit, ihr so angenehmes Beisammensein habe mit dem heutigen Tage sein Ende erreicht.

„Jammerschade!" — rief Allan, — und seine Stirne umwölkte sich bei diesen Worten. „Ich hatte gehofft, Doctor, wir würden noch wenigstens eine Woche lang mit einander über Berg und Thal wandern können!"

„It's indeed a pity!" sagte der Oberst. „But you come to see us, Doctor? Kommen to Heidelberg?"

„Gewiß! Von Baden bis Heidelberg ist ja nur ein Katzensprung! Sobald ich abkommen kann, mache ich Ihnen einen Besuch. Ich bin in der That neugierig, Miß Ellen kennen zu lernen."

„Miss Ellen, of course!" versetzte der Oberst, die Stirne runzelnd. „Wird sein very glad to make your acquaintance, Doctor."

„Wann gedenken Sie in Heidelberg zu sein?" fragte Allan.

„Sobald ich kann! Freilich müßten die Herren dann auch dort sein" — meinte Richard; „denn einen Unbekannten wird die junge Dame schwerlich empfangen wollen."

„O, Sie sind kein Unbekannter für meine Schwester, Doctor!" rief Allan. „Ich habe ihr bereits von Ihnen geschrieben. Sie freut sich sehr, Sie kennen zu lernen."

„Wirklich?"

„Da sehen Sie her" — fuhr er fort, indem er aus der Brieftasche ein zusammengefaltenes Blatt nahm. „Das ist Ellens letzter Brief. Hier lesen Sie! Diese Stelle handelt von Ihnen!"

Richard nahm das Blatt und sah auf die bezeichnete Stelle.

„Aunt Tabithy and I laughed very much about your adventure of the Gaisberg, dear Allan" stand hier mit fester, echt amerikanischer Schrift, „and I am indeed curious to make the acquaintance of your Doctor, who . . ."

„Geben Sie her" — rief Allan, das Blatt rasch wegnehmend, „Sie haben genug gelesen, Doctor!" —

„Weshalb?"

„Damit Sie mir nicht eitel werden! Ich fürchte, ich habe so warm von Ihnen gesprochen, daß Ellen sich von Ihnen, Gott weiß, welchen Begriff machen wird."

„No more nonsense, Allan!" — rief der Oberst, welcher jedenfalls wieder einmal nicht recht verstanden hatte, um was es sich handele.

„Daran haben Sie sehr Unrecht gethan, Allan!“ sagte Richard. „Man leistet Jemand einen sehr schlechten Dienst, wenn man ihn einem Dritten gegenüber in all' zu lebhaften Farben malt.

„U—er ist Maler?“ fragte der Oberst.

„Nothing pa'!“ versetzte Allan. „The Doctor won't give me the letter!“

„You fool!“ brummte Colonel Curtis, — „all nonsense, Doctor! Nothing but nonsense!“

„In dem Briefe ist auch eine Aunt Tabithy genannt“ — sagte Richard. „Wer ist die Dame?“

„Meine gute, alte Tante, die in einem fort mit mir und Papa zankt“ — antwortete Allan munter. „Habe ich Ihnen noch nicht von ihr gesprochen?“

„Kein Wort!“

„Nun, so geschieht es jetzt! Uebrigens sind Sie wirklich originell, Doctor! Denken Sie denn, ein junges Mädchen wie meine Schwester könne allein in Heidelberg bleiben, während Papa und ich in der weiten Welt herumvagabondiren?“

„Sehr richtig, daran habe ich nicht gedacht! Ich brauche also nicht zu warten, bis Sie nach Heidelberg kommen, um Miß Ellen und Tante Tabithy einen Besuch zu machen?“

„Durchaus nicht!“

„What is the matter with aunt Tabithy?“ fragte der Oberst.

„Doctor v. Hellmich brennt vor Begierde, ihre Bekanntschaft zu machen“ — antwortete Allan auf Englisch.

„What a fool you are!“ rief Papa Curtis ärgerlich. „Doctor, don't believe that nonsense! All Hunsinn, Doctor, all Hunsinn!“

„Wann gedenken Sie in Heidelberg zu sein?“ fragte Allan, indem er das Blatt wieder in seine Brieftasche schob.

„Ich reise heute mit dem Nachtzuge ab und komme morgen gegen Abend nach Baden-Baden.“

„Drei bis vier Tage habe ich mindestens zu thun, ehe ich mich auf einen Tag losmachen kann. Dann aber fahre ich sogleich hinunter.“

„Es ist wohl möglich, daß wir bis dahin auch schon zurück sind“ — meinte Allan. „Ich habe noch einige Besuche in Frankfurt und am Rheine zu machen. Jedenfalls treffen wir uns in Heidelberg. Halt! Da habe ich ja Ellens neueste Photographie, welche sie mir mit dem Briefe geschenkt hat! Hier Doctor! Vergleichen Sie doch einmal das Bild mit mir! Sie sollen selbst urtheilen, ob wir wirklich einander so ähnlich sehen, wie man sagt. Dabei haben Sie zugleich Gelegenheit, Ellens Bekanntschaft in effigie zu machen.“

Richard griff hastig nach dem Bilde.

„Wunderbar, bei Gott, wunderbar!“ — rief er, nachdem er einen Blick darauf geworfen.

Die Aehnlichkeit war in der That überraschend. Nur erschien das junge Mädchen in dem geschlossenen schwarzen Kleide und mit den lang über die Schultern herabhängenden Locken etwas voller als ihr Bruder; auch bekundeten die Züge größere Weichheit als die Allans.

„Nun, was sagen Sie dazu, Doctor?“

„Ich hätte eine solche Aehnlichkeit niemals für möglich gehalten“ — erwiderte Richard, das Bild zurückgebend: „Uebrigens muß ich Ihnen sagen, Allan, daß Ihre Schwester doch noch um ein gutes Stück hübscher ist als Sie, wenn Sie auch selbst gar kein übler Bursche sind.“

„Das müssen Sie meiner Schwester sagen, nicht mir!“ rief Allan lachend, die Photographie in die Brieftasche steckend. „Sie ist für solche Artigkeiten empfänglicher als ich!“

Während dieses Gesprächs stand der Oberst Curtis am Fenster und trommelte auf den Scheiben. „Have done!“ sagte er, sich umwendend. „All Hunsinn, Doctor! Never mind! All Hunsinn!“

Richard verbrachte den letzten Tag in Salzburg ganz in Gesellschaft der Amerikaner. Als er von ihnen schied, mußte er das Versprechen wiederholen, sie in

Heidelberg zu besuchen, sobald seine Geschäfte ihm dies erlauben würden.

In Baden-Baden angelangt, fand er jedoch, daß seine Geschäfte ihm nicht gestatteten, so rasch als er es gewünscht hätte, nach Heidelberg zu kommen. Aus drei bis vier Tagen wurden volle vierzehn Tage. Er schrieb an Allan, um die Verzögerung zu entschuldigen. Ein freundlicher Brief des jungen Amerikaners bekundete, daß der Oberst und sein Sohn bereits seit mehreren Tagen wieder in Heidelberg weilten und gab dem Wunsche Ausdruck, den Genossen „vom Hochgebirg" wohl bald in Heidelberg begrüßen zu können. „Meine Ellen", schloß der Brief, „läßt sich Ihnen, gleich Papa und Tante Tabithy, empfehlen und wird erfreut sein, aus Ihrem Munde die Erzählung unserer Gebirgsabenteuer zu vernehmen. Leider spricht sie lange nicht so fertig deutsch wie ich, obwohl sie im Vergleiche mit Papa noch immer als Professor Ihrer abscheulich schweren Sprache erscheinen kann. Fassen Sie also Ihren ganzen Vorrath von Englisch zusammen, Doctor, wenn Sie mit Ehren vor ihr bestehen wollen."

Die Wahrheit zu gestehen, war es Herrn Dr. Richard von Hellmich doch etwas eigenthümlich zu Muthe, als er, zwei Tage nach Empfang dieses Briefes, Nachmittags aus seinem Hotel „zum Darmstädter Hofe" in Heidelberg

durch die Promenade nach der Leopoldstraße ging, um Colonel Curtis und dessen Familie den versprochenen Besuch abzustatten. Ohne recht zu wissen warum hatte er heute weit sorgfältiger als sonst Toilette gemacht, und als er jetzt, bei dem Vorgarten des eleganten, im modernen Villenstile gehaltenen Hauses Nr. 12 in der Leopoldstraße angelangt, die Glocke unter dem blanken Messingschilde mit der Aufschrift Colonel Josiah Curtis zog, klopfte ihm das Herz fast hörbar.

Seit dem Augenblicke, wo Allan ihm die Photographie seiner Schwester gezeigt hatte, wich das Bild der schönen Amerikanerin nicht mehr aus Richards Sinne. Die ihm so räthselhafte Sympathie für den lustigen Burschen übertrug sich in noch erhöhtem Grade auf dessen reizende Schwester, obwohl Herr von Hellmich diese bis jetzt nur aus dem Bilde kannte. Es war ihm, als müsse Miß Ellen, trotz der gegentheiligen Versicherung ihres Bruders, die erstaunliche äußere Aehnlichkeit mit demselben auch, bis zu einem gewissen Grade wenigstens und selbstverständlich weiblich nuancirt, in ihrem Wesen bekunden. Neugierig und erwartungsvoll, wie nie zuvor in seinem ganzen Leben, zog er die Glocke über dem blankgeputzten Messingschildchen mit der Aufschrift: Colonel Josiah Curtis.

Auf den hellen Klang der Schelle erschien nach wenigen Augenblicken ein in untadelhaftes Schwarz

gekleideter Neger mit nicht minder untadelhafter, hoher, weißer Halsbinde und öffnete ihm, freundlich grinsend, das eiserne Gitterthor.

„Colonel Curtis zu Hause?“ — fragte Richard.

„No, Massa!“ lautete die Antwort.

„Miß Ellen Curtis?“ — fuhr Richard fort, und sein eigensinniges Herz begann bei der Nennung des Namens auf's Neue zu klopfen.

„Yes, Massa! Please, come in!“ — erwiderte der Neger, das Gitterthor weit aufreißend.

„Geben Sie den Damen meine Karte“, — sagte Richard eintretend.

Der Neger beguckte die Karte von hinten und vorn, als habe er niemals dergleichen gesehen, fletschte vergnügt die Zähne und ging dem Besucher voran gegen das Haus zu.

Während Richard langsamen Schritts seinem schwarzen Führer durch den Vorgarten folgte, vernahm er aus den offenen Fenstern des ersten Stockes Harfentöne. Unwillkürlich blieb er stehen, um zu lauschen. Es war die Preghiera aus Rossini's Mosè, von kunstgeübter Hand gespielt.

Der Neger blieb gleichfalls stehen und sah sich nach seinem Begleiter um.

„Miß Ellen!“ — sagte er, heimlich nach dem Fenster deutend, indem er zugleich in höchst komischer Weise die Geberde des Harfenspielens machte.

„Stören Sie das Fräulein nicht!“ — sagte Richard. „Ich werde warten. Apropos! Ist Mister Allan Curtis nicht zu Hause?“

„Mister Curtis nicht zu Hause!“ versetzte der Neger. „Nur Miß Curtis und Miß Tabithy! Bitte, spazieren herein!“

Damit öffnete er dem Besucher die Thüre eines kleinen, höchst behaglich eingerichteten Salons im Erdgeschosse, schob einen Fauteuil herbei und entfernte sich.

Richard hatte Zeit genug, seine Umgebung zu mustern, denn es dauerte einige Minuten, bis der Schwarze zurückkehrte. Ueber dem Pianino hing ein großes Oelbild, Mr. Josiah Curtis in der Uniform seines Regiments darstellend. Rechts von demselben erblickte man die Photographie einer ältlichen Dame, ohne Zweifel Tante Tabithy, und links davon, vorzüglich ausgeführt, die Photographie Miß Ellens. Unter beiden hing das photographische Bild Allans in demselben Costüm, welches der junge Mann in Salzburg getragen hatte.

Wieder verwunderte sich Richard über die erstaunliche Aehnlichkeit der Zwillingsgeschwister. Unwillkürlich stellte er auch diesmal zwischen Beiden Vergleiche an, die ihn auf's Neue zu dem Schlusse führten, daß Miß Ellen noch ungleich hübscher sein müsse, als ihr fideler Bruder Studio.

Wie groß war aber erst seine Verwunderung, als er sich wenige Augenblicke später dem lebenden Originale gegenüber befand! Cato — so hieß der Neger — hatte ihn hinaufgeführt in den ersten Stock und ihm die Thüre geöffnet. Eine junge Dame, groß und schlank, die anmuthige Gestalt von einem geschlossenen Kleide aus perlgrauer Seide mit Schleppe umhüllt, reiche Lockenfülle hinabwallend über die plastisch gerundeten Schultern — trat ihm mit dem Anstande einer Königstochter entgegen. Eine ältliche Dame, die beim Fenster gesessen — Tante Tabithy ohne Zweifel — erhob sich bei seinem Eintritt, klappte ihr Buch zu und legte es auf das Fensterbrett. Eine Pedal-Harfe, dieselbe, deren Klang er drunten im Garten vernommen hatte, lehnte gegen einen der Fauteuils.

Richard war im ersten Augenblicke so betroffen, daß ihm die Stimme versagte und ihm um ein Haar der Hut entfallen wäre.

„Herr Dr. von Hellmich!“ sagte die junge Dame, ihm nach amerikanischer Sitte die Hand zum Gruße entgegenstreckend. „Seien Sie uns willkommen! My dear aunt Tabithy!“ fuhr sie fort, sich gegen die alte Dame wendend, die Richard ein ceremoniöses Compliment machte, an dem sich die große braune Schleife auf ihrer Haube pflichtschuldigst betheiligte.

Richard war noch immer ganz perplex. Auch die Stimme war Allans, aber um wie vieles melodischer! Ohne zu wissen, was er that, drückte er einen Kuß auf die dargereichte Hand und verbeugte sich dann — wie er fühlte, linkisch genug — gegen die würdige Tante.

Ueber Miß Ellens Lippen flog ein reizendes Lächeln.

„Ich sehe!“ sagte sie, „die likeness mit mein unartiger Bruder frappirt Sie! Never mind, Doctor von Hellmich! Ich bin dazu schon gewohnt!“

„Ja, beim Himmel, Miß Curtis!“ rief Richard. „Sähe ich es nicht mit eigenen Augen, — nie würde ich geglaubt haben, daß die Natur im Stande sei, sich in so wunderbarer Weise zu copiren!“

„Oh“, sagte Miß Ellen, indem sie Richard bedeutete, Platz zu nehmen, „die Aehnlichkeit ist doch nur so erstaunbar, u-enn man uns nicht sieht zusammen! U-enn Allan u-äre hier, Sie u-ürden ge-u-iß finden eine große Unterscheidung!“

„Wenigstens in der Sprache!“ dachte Richard, während er noch immer die junge Dame wie eine räthselhafte Erscheinung anstarrte. „Was das Deutsch betrifft, hat der Junge jedenfalls einen guten Sprung vor seiner Schwester voraus!“

„You don't speak English, Doctor?“ fragte Tante Tabithy, indem sie bei den jungen Leuten am Tische Platz nahm.

„Very little, Madam!“ — versetzte Richard.

„That's a pity! And I do not understand German!“

„Oh, Tante Tabithy versteht schon Deutsch!“ — meinte Miß Ellen schelmisch. „Sie sagt nur so, damit man glaube, sie verstehe nicht, was die Leute sprechen! Is not it, dear aunt?“

„You're a bad girl, Ellen!“ — rief Tante Tabithy, den Kopf schüttelnd, daß die braune Schleife auf's Neue zu wackeln begann.

„Don't you see, Doctor! Sehen Sie, Doctor! Sie hat verstanden!“ — rief Ellen triumphirend. „Aunt Tabithy is so malicious, so boshaftig!“ —

„Und das nennt der Schlingel eine steife, ceremoniöse Amerikanerin!“ — dachte Richard. „Und wie reizend sie ihr englisch-deutsches Kauderwelsch herausbringt!“

Mit Tante Tabithy's Deutsch mochte es indessen doch nicht so weit her sein, als Miß Ellen sagte, denn während des folgenden Gesprächs mußte die junge Dame alle Augenblicke Uebersetzerdienste verrichten, eine keineswegs leichte Aufgabe, da good aunt Tabithy ziemlich

neugierig zu sein schien und Miß Ellen selbst mit der Sprache Schillers und Goethes noch auf etwas gespanntem Fuße lebte.

Richard erkundigte sich nach Allan.

„Er ist seit zwei Tagen in Frankfurt, wird aber morgen oder längstens übermorgen zurückkommen. Ich habe heute einen Brief von ihm erhalten“ — sagte Miß Ellen, indem sie von ihrem Arbeitstischchen ein erbrochenes Schreiben nahm und es Richard reichte. „Sehen Sie, Doctor, hier sagt er, ihm nur gleich zu schreiben, u-enn Sie kommen. Er freut sich sehr, Sie zu sehen u-ieder!“

„Ihr Bruder Allan ist ein liebenswürdiger junger Mann, Miß Curtis, dem man auf den ersten Blick gut sein muß“ — meinte Richard, das Schreiben wieder zurückgebend. „Ich bedauere, daß ich ihn nicht getroffen habe.“

„Oh, Allan ist ein enfant gâté!“ versetzte Miß Ellen rasch. „Er macht uns viel Besorgung! Papa ist gar nicht zufrieden mit ihm, und Tante Tabithy auch nicht! Nicht wahr, dear aunt?“

Tante Tabithy machte erst große Augen und schüttelte dann energisch den Kopf.

„Da sehen Sie, Doctor von Hellmich!“ — fuhr Ellen fort. „Allan findet große Freude, zu necken alle Leute, die ihm gut sind.“

„What is „necken"?" — fragte Tante Tabithy.

„To quiz, aunt!" versetzte Ellen.

„That is true!" — erwiderte die alte Dame.

„Du mein Himmel! Ein junger Student!" — rief Richard. „Das liegt nun einmal in der Natur! Nein, Miß Curtis, ich lasse nun auf Allan Nichts kommen!"

„Sie lieben das bad boy, Doctor?"

„Gewiß! Ich wüßte mich kaum zu erinnern, daß Jemand bei der ersten Begegnung auf mich einen so angenehmen Eindruck gemacht hätte, wie Ihr Bruder!"

„Oh, er hat Sie auch gern, Doctor!" sagte Miß Ellen lächelnd. „Er hat mir erzählt sein adventure mit Ihnen auf das Gaisberg. Oh, wir haben viel gelachen!" —

„Die Geschichte war auch drollig genug!" rief Richard, in Ellens Heiterkeit einstimmend. „Eine kleine Robinsonade mitten in der civilisirten Welt. Ein Glück, daß der Spaß nicht allzulange dauerte, sonst hätten wir ihn wahrscheinlich mit einer derben Erkältung bezahlen müssen."

„Ja, und Sie waren gut genug, zu geben der unartige Bursche Ihr Plaid!" meinte Ellen freundlich.

„Er dauerte mich, wie er frierend da saß auf seinem Holzblock!"

„Die lesson u=ar ganz gut für ihn! U=arum ist er gelaufen fort von das Alphaus? Papa hat gehabt große Besorgung um ihn! Ich habe ihn viel gezanken aus, wie er hat uns erzählen die Geschichte!"

„Ach, Kleinigkeit!" meinte Richard. „Bei einem jungen Manne darf man die Sache nicht so genau nehmen. Studenten führen oft noch ganz andere Streiche aus! Ihr Bruder ist ein wackerer Junge, Miß Ellen! Wenn Sie gehört hätten, wie er im Peterskeller seine Landsleute gegen uns vertheidigt hat!"

„Hat er das?" rief die junge Dame mit blitzenden Augen. „Das war brav!"

„Gewiß! Und gerade das hat mir so gut gefallen!"

„Sie lieben Amerika?" fragte Ellen nach einer Pause.

„Da ich das Land nicht kenne, so habe ich auch keinen Grund, es zu hassen oder zu lieben!"

„Und die Amerikaner?"

„Nun, so weit ich sie kenne, gefallen sie mir ganz gut!" erwiderte Richard. „Und mehr noch die Amerikanerinnen!" setzte er in Gedanken hinzu.

Miß Ellen war noch damit beschäftigt, der wißbegierigen Tante Tabithy die auf Amerika bezügliche Stelle des Gespräches zu übersetzen, als Colonel Curtis eintrat.

In seinem schwarzen Stadtanzug sah der Oberst ungleich vortheilhafter aus als damals in seinem

Touristencostüm. Er begrüßte Richard auf's Wärmste und fragte ihn sogleich, wie lange er in Heidelberg zu bleiben gedenke.

„Etwa zwei bis drei Tage" — versetzte der Doctor. „Ich möchte, wenn irgend möglich, Allans Rückkehr erwarten."

„Aye, Allan!" meinte der Oberst, die Achseln zuckend. Allan is . . . . und da ihm das entsprechende deutsche Wort nicht zu Gebote stand, machte er eine Geberde, die zu besagen schien, der junge Herr sei ein etwas unsicherer Passagier.

„Ich telegraphire ihm sogleich!" bemerkte Miß Ellen. „Morgen Nachmittag ist er hier."

„Indeed?" rief der Oberst mit einem fragenden Blick auf seine Tochter.

„Certainly! Gewißlich!" erwiderte Ellen ruhig.

„Well, we shall see!" versetzte der Oberst, der die Ueberzeugung Ellen's keineswegs zu theilen schien. Auch Tante Tabithy deutete pantomimisch ihre Zweifel an, daß Allan dem Rufe sofort Folge leisten werde.

Nachdem die zweisprachige Unterhaltung eine Weile fortgeführt worden war, so gut es eben ging, erschien Cato, der Neger, mit der Meldung, es sei aufgetragen. Oberst Curtis lud Richard so dringend ein, mit ihrem einfachen „dinner" vorlieb nehmen zu wollen, daß dieser,

ohne unhöflich zu erscheinen, unmöglich ablehnen konnte. Nach dem Mittagbrote, das nach amerikanischer Sitte gegen sechs Uhr stattfand, schlug Oberst Curtis einen Spaziergang auf's Schloß vor. Richards mangelhafte Kenntniß des Englischen und die noch mangelhaftere des Deutschen seitens des Obersten und Tante Tabithy's bewirkten, daß ihm der Platz an Miß Ellens Seite zu Theil wurde, ein Vortheil, den Richard seinem ganzen Werthe nach zu schätzen wußte.

Man durchwanderte langsam die schönste Ruine Deutschlands. Dann ging es hinauf durch den Wald zur Molkenkur, um von hier aus den Sonnenuntergang zu betrachten. Miß Ellen schien an Richards Unterhaltung Gefallen zu finden. Sie plauderte mit ihm von Amerika, von der Schweiz, wo sie mit ihrer Familie zwei Jahre gelebt hatte, um, wie sie sagte, den tollen Allan nicht außer Augen zu verlieren; sie ließ sich von Richards Leben und Treiben erzählen und nahm an dem Allem so freundlichen Antheil, als sei Doctor v. Hellmich bereits ein langjähriger Freund der Familie.

Als sie bei aufgehendem Monde von der Molkenkur herabstiegen, nahm Ellen ohne Ziererei Richards gebotenen Arm. Den guten Doctor durchzuckte die Berührung gleich einem elektrischen Schlage. Wie in wachem Traume wandelte er an der Seite der jungen Dame durch den

mondbeschienenen Wald. Es war ihm, als singe die Nachtigall droben im Wipfel der Kastanien ihm heute ein ganzes Hohelied der Liebe, und als bestünde von nun an das höchste Glück der Erde darin, immer so hinzuwandeln, unbekümmert darum, wo und wann der Pfad endigen würde. Die sinnigen dunklen Augen Ellens, welche so eigenthümlich zu ihm aufblickten, die bewegten Züge des feinen Gesichts, die sich weich um Hals und Nacken schmiegenden Locken, der melodische Klang der Stimme, die schlanke, anmuthvolle Gestalt: das Alles zusammengenommen, und noch dazu übergossen von dem duftigsten Mondscheine der milden Sommernacht, erschien ihm fast wie von überirdischer Schönheit.

Welch ein Zauber hielt seine Sinne befangen? Wie kam es, daß dieses Mädchen in so kurzer Zeit einen so gewaltigen Eindruck auf ihn zu machen vermochte? Richards Herz gehörte keineswegs zu den leicht entflammbaren. Es war so mancher Schönheit gegenüber, die sich Miß Ellen getrost zur Seite stellen konnte, kalt geblieben, und nun lohte es mit einem Male in heller Flamme.

Lag der Reiz in der seltsamen Aehnlichkeit des jungen Mädchens mit ihrem Bruder, oder war es das eigenthümlich fremdartige und doch wieder so merkwürdig anheimelnde Wesen, das ihn so unerklärlich mächtig

anzog? Wie oft hatte er früher darüber gelacht, wenn er in einem Romane von einer mit elementarer Kraft plötzlich ausbrechenden Leidenschaft las, und nun war es ihm, als sei er selbst bestimmt, Ellen gegenüber eine Art Romeo-Rolle zu spielen. Dabei war das Merkwürdige, daß während der ganzen Mondscheinpromenade im Walde zwischen ihm und der schönen Amerikanerin auch nicht ein Wort gewechselt wurde, das von einem tieferen Gefühl hätte zeugen können. Richard besaß zu viel Tact, als daß er nach Geckenart so etwas wie einen Sturmangriff auf Ellens Herz versucht hätte, und was die junge Dame betraf, so bewahrte sie, bei all' ihrem ungezwungenen Entgegenkommen, bei ihrem gänzlichen Mangel an Prüderie, bei ihrem freundschaftlich vertraulichen Tone, doch auf das Sorgfältigste jene feingezogene Grenze weiblicher Unnahbarkeit, welche der Mann von Bildung und Tact instinctartig respectirt. Während der wilde Allan in der Alpenhütte sich sogleich nach den Herzensangelegenheiten des neuen Freundes erkundigte, vermied Ellen auf's Sorgfältigste jede auch noch so entfernte Anspielung dieser Art. Koketterie schien ihr gänzlich fern zu liegen. Sie gab sich mit der reizendsten Offenheit ganz so wie sie war, und gerade dies gefiel Richard über die Maßen wohl. Während er sonst in dem gesellschaftlichen Verkehre mit jungen Damen immer

etwas wie eine Eroberungsabsicht bei diesen zu wittern glaubte, kam ihm bei Miß Ellen auch nicht einen Augenblick lang ein ähnlicher Gedanke. Sie verkehrte trotz der Neuheit der Bekanntschaft mit ihm gewissermaßen auf dem Fuße guter Kameradschaft. Für sie war er der Freund des Hauses, eine angenehme, auf dem Lebenswege zufällig gemachte Begegnung, eine Persönlichkeit, mit der man wohl einen warmen Händedruck wechselt und dabei vielleicht auch die Hoffnung einer späteren Wiederbegegnung ausspricht, von der man sich aber auch eben so leicht wieder trennt als man sich mit ihr zusammengefunden hat, und der man auch nachträglich ein freundliches Angedenken bewahrt.

So sah es mit Miß Ellen aus. Ganz anders stand dagegen die Sache mit Herrn Dr. von Hellmich. Nachdem er sich bei der Gitterpforte von der Familie mit dem Versprechen verabschiedet hatte, an dem nächsten Tage Vormittags wieder zu kommen, kehrte er wie in einem wonnigen Rausche nach seinem Hotel zurück. Es dauerte lange, sehr lange, bis ihn heute der Schlummer, sonst ein treuer, pünktlicher Freund, heimsuchte, und auch in seinen Träumen spielte Allan's schöne Schwester eine so hervorragende Rolle, wie sie seit Ida, der Tanzmeisterstochter, kein anderes weibliches Wesen gespielt hatte.

Am folgenden Tage stellte sich Cato, der Neger, mit einem Billet des Obersten im Hotel ein. Es enthielt die Einladung zum „Lunch", d. h. zu dem Gabelfrühstück um zwölf Uhr. Richard versuchte mit dem Schwarzen ein Gespräch anzuknüpfen.

„Wie gefällt es Ihnen in Europa?" begann er.

Cato schien einen Augenblick nachzudenken. Dann öffnete er die beiden wulstigen Lippen, zeigte die perlweißen Zähne und sagte nachdrucksvoll:

„Europa schön, Amerika schön!"

Richard fühlte nach dieser geistvollen Antwort wenig Beruf, die Unterhaltung mit Cato in der ethnographischen Richtung fortzuführen.

„Sind sie schon lange bei Oberst Curtis?" sagte er.

Cato hob beide Hände, spreizte die Finger aus und erwiderte:

„Zehn Jahre."

„Ob sich wohl aus dem schwarzen Ungethüm etwas Interessantes herausfragen läßt?" dachte Richard. „Machen wir einmal den Versuch!"

Und seinen ganzen Schatz an Englisch zusammenfassend, sagte er:

„Miß Ellen ist gewiß immer recht gut mit Ihnen, nicht wahr?"

„Oh, Oh!" — rief Cato, die Augen verdrehend.

„Und Mister Allan Curtis auch?"

„Colonel Curtis sehr gut, Tante Tabithy sehr gut! Alle sehr gut!"

„Mister Allan nicht gut?" — fragte Richard, die Sprechweise des Negers imitirend.

Cato blickte ihn pfiffig an und lachte.

„Oh, Allan schlau, sehr schlau und listig, aber nicht zeigen!" sagte er dann mit einer Miene, als theile er das größte Geheimniß von der Welt mit.

„Ja, das glaube ich wohl!" — meinte Richard, „das sieht ihm ähnlich! Ob er wohl heute nach Heidelberg kommt?"

Der Schwarze machte große Augen.

„Allan kommen Heidelberg? Oh, Oh!"

„Miß Ellen sagte, sie wolle ihm telegraphiren!"

„Dort drüben Telegraph!" bemerkte Cato, nach den Bahnhofsgebäuden deutend.

„Haben Sie vielleicht eine Depesche hinübergetragen?"

„Cato tragen alle Depeschen, alle, alle!" versetzte der Schwarze mit Selbstbewußtsein.

„Aus dem Schlingel ist Nichts herauszubringen!" dachte Richard. „Lassen wir ihn seiner Wege gehen!"

Er reichte dem Neger ein Zehngroschenstück. Dieser betrachtete mit Schmunzeln das Geld von hinten und

vorn, dann schob er es mit Behagen in die Westentasche, machte Richard einen Kratzfuß und trollte sich.

Kurz vor zwölf Uhr stellte sich der Doctor in der Villa ein. Cato geleitete ihn mit Zuvorkommenheit nach dem Garten, wo er Miß Ellen und Tante Tabithy in einer Laube mit Lesen beschäftigt fand.

„Allan kommt heute, Doctor!" sagte das junge Mädchen, als Richard die Damen begrüßt und an Tante Tabithy's Seite Platz genommen hatte. „Gerade, als ich Cato mit dem Telegramm wegschicken wollte, brachte die Post den Brief. Er wird nicht wenig überrascht sein, Sie hier zu treffen, denn noch weiß er nicht, daß Sie in Heidelberg sind!"

Es ist nicht nöthig, zu bemerken, daß diese Worte im Munde Ellens etwas anders lauteten. Wir finden es jedoch besser, das Amerikanisch-Deutsch der jungen Dame der Kürze wegen in gewöhnliches Deutsch zu übertragen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Ausdrucksweise hierdurch an Originalität Einbuße erleiden sollte.

„Ah, das ist schön!" rief Richard. „Wann kommt er?"

„Jedenfalls erst gegen Abend."

„Ich werde ihn auf dem Bahnhofe erwarten!"

„Die Ueberraschung dürfte größer sein, wenn Sie plötzlich ganz unerwartet bei ihm eintreten" — meinte Miß Ellen. „Denken Sie nicht auch?"

„Sie haben Recht. Aber wie fangen wir es an?"

„Sobald er hier ist, schicke ich Cato heimlich zu Ihnen hinüber in's Hotel und lasse es Ihnen sagen. Ich denke, Allan dürfte so gegen sieben Uhr ankommen. Freilich müßten wir dann auf das Vergnügen verzichten, Sie heute bei uns zu Tische zu sehen."

„Ich muß Nachmittag ohnehin nothwendig schreiben" — erwiderte Richard, welcher kaum die Augen von Ellen abwenden konnte, die ihm heute in der duftigen Morgentoilette noch weit schöner vorkam, als gestern in dem Salonkleide. „Es trifft sich somit ganz gut, wenn ich erst gegen Abend herüber komme."

„Wir müssen vor Allem darauf bedacht sein, daß uns Cato durch seine Ungeschicklichkeit den Spaß nicht verdirbt", meinte Miß Ellen aufstehend. „Am Besten ist's, ich zeige Ihnen das Zimmer meines Bruders, damit Sie es dann selbst finden. Do you come along with us, dear aunt?"

Tante Tabithy hatte es ohne Zweifel aufgegeben, der deutschen Conversation zu folgen, denn während die jungen Leute sprachen, las sie ruhig fort. Jetzt blickte sie vom Buche auf.

„Where?“ fragte sie.

„Ich will dem Doctor Allans Zimmer zeigen!“ erwiderte Miß Ellen englisch.

Tante Tabithy schüttelte den Kopf und blieb sitzen.

„Halte Dich nicht zu lange droben auf!“ sagte sie, „Papa muß bald kommen, und dann gehen wir zu Tische!“

„Also, Doctor von Hellmich, wenn es gefällig ist, bitte ich mit mir zu kommen!“

Miß Ellen schritt vorwärts gegen das Haus. Richard folgte.

Das Studirzimmer des angehenden Mediciners befand sich im ersten Stock mit der Aussicht nach dem Garten. Hinter demselben zog sich der Wald bis zum Kamme des Gebirges hinauf. Von dem Fenster aus bemerkte man die Ruine des Schlosses und über derselben die „Molkenkur“.

„Ein reizendes Studirzimmer!“ rief Richard, indem er zum Fenster trat. „Hier läßt es sich prächtig sinnen und träumen!“

„Und studiren!“ meinte Miß Ellen. „Mein Bruder muß tüchtig arbeiten, Doctor!“

„Das ist das Loos der Mediciner!“ versetzte Richard. „Uebrigens“, fuhr er, auf den reich gefüllten Bücherschrank deutend fort, „mit solchen Mitteln läßt sich schon etwas leisten!“

„Hier in diesem Schrank hat Allan seine chirurgischen Instrumente!“ sagte Miß Ellen, auf einen modernen Glasschrank deutend, hinter dessen Scheiben man verschiedene, zum Theil geöffnete Etuis mit allerlei verdächtig aussehenden Schneide- und Sägewerkzeugen bemerkte. „Ich kann diese abscheulichen Instrumente nicht ansehen, ohne zu schaudern!“

„Das sind auch keine Dinge für zarte Frauenhände!“ meinte Richard, die außerordentlich sorgfältig gearbeiteten Instrumente aufmerksam betrachtend. „Allan scheint sich mit Vorliebe mit Chirurgie zu beschäftigen!“

„Nur soviel als seine Studien dies verlangen“, erwiderte Miß Ellen, den grünen Vorhang vor die Scheiben ziehend. „Er sagt, seine Specialität seien die Frauenkrankheiten. Er will Frauenarzt werden.“

„Nun, zu diesem Berufe ist der Bursche in der That wie geschaffen!“ rief Richard lachend. „Nur fürchte ich, er dürfte dann weit mehr Unheil anrichten, als er mit all' seiner Kunst wieder gut zu machen im Stande sein wird!“

„Ich verstehe Sie nicht, Doctor!“

„Ich meine, Ihr Bruder könne seinen schönen Patientinnen am Ende gefährlicher werden, als die Krankheiten, zu deren Bekämpfung sie ihn berufen. Es giebt da eine Stelle im „Faust“, die mir vortrefflich

auf Allan zu passen scheint! Sie kennen den Faust, Miß Ellen?"

„Die Oper von Gounod? Of course!"

„Nein, ich meine den von Göthe!"

„Und wie lautet die Stelle?"

„Die müssen Sie selbst nachlesen! Sie ist zu eingehend, als daß ich mich berufen fühlte, sie zu citiren", versetzte Richard.

Tante Tabithy's Stimme ließ sich jetzt aus dem Garten vernehmen. Die alte Dame rief Miß Ellen, sie möge hinabkommen. Ihr Vater sei da und der Lunch stehe bereit.

„Sie wissen nun den Weg, Doctor von Hellmich!" sagte Miß Ellen, während sie mit Richard das Zimmer verließ. „Suchen Sie es so einzurichten, daß Allan Sie nicht kommen sieht. Wenn sich die Herren gesehen haben, dann kommen Sie herüber zu uns in den Salon."

Nach dem Gabelfrühstück, bei welchem die Kosten der Unterhaltung des Gastes unter den obwaltenden Sprachverhältnissen wieder fast ausschließlich von Miß Ellen bestritten werden mußten, kehrte Richard nach dem Hotel zurück, um hier Cato's Botschaft zu erwarten.

Gegen sieben Uhr stellte sich der Neger ein. Ohne Zweifel hatte Miß Ellen den Schwarzen in Betreff des

Scherzes genau instruirt, denn sein schmunzelndes Gesicht sah aus wie ein einziges großes Geheimniß.

„Wann ist Mister Allan gekommen?" fragte Richard, indem er den Hut ergriff.

„Glock' sechs!" lautete die Antwort.

„Wir müssen Acht geben, daß er mich nicht bemerkt, wenn wir durch den Garten gehen!" — meinte Richard, als sie am Gitterthor der Villa anlangten. „Sonst wird der Spaß verdorben."

„Oh, Cato schlau, sehr schlau!" — rief der Neger, mit den Augen zwinkernd. „Massa, warten hier! Busch dick! Niemand sehen vom Fenster."

Der Weisung gehorsam, wartete Richard unter dem dichten Fliederstrauche beim Eingang, bis Cato ihn von der Seitentreppe aus durch Zeichen bedeutete, er möge kommen.

Mit vergnügtem Grinsen öffnete ihm der Neger die Thür und ließ ihn eintreten.

Richard stieg leichten Schrittes die Treppe hinauf und klopfte an Allans Zimmer.

„Come in!" erscholl es von innen.

Richard trat ein und erblickte Allan vor dem geöffneten Bücherschranke. Als er das Klopfen gehört, hatte er sich halb umgedreht, so daß das Licht vom Fenster auf sein Gesicht fiel. Der junge Mann trug den-

selben feinen Lodenrock, wie damals im Gebirge. Statt des Hutes bedeckte jetzt eine leichte Studentenmütze sein Haar.

„Halloh! Doctor! Sie sind es!“ rief er freudig überrascht, indem er dem Besucher entgegeneilte und ihm die Hand zum Gruße bot. „Ah, schön, daß Sie endlich Wort halten. Ich hatte bereits die Hoffnung aufgegeben, Sie bei uns zu sehen! Seit wann sind Sie hier?“

„Seit gestern Mittag!“

„Und da kommen Sie erst heute Abend?“

„Bitte um Entschuldigung! Ich war bereits gestern hier!“

„Aber davon sagte man mir ja kein Wort! Gewiß wieder ein kleiner Witz meiner süßen Schwester Ellen!“

„Sie haben es errathen!“ versetzte Richard, dessen Blicke mit neuem Erstaunen über die unbegreifliche Aehnlichkeit der Zwillingsgeschwister auf Allans Zügen hafteten. „Miß Ellen meinte, ich sollte Sie überraschen. Sie sehen, es ist gelungen!“

„Wahrhaftig, eine sehr angenehme Ueberraschung, Doctor!“ rief Allan. „Ich hatte schon die Absicht, morgen nach Baden zu fahren, um Sie dort aufzusuchen. Aber nehmen Sie Platz und lassen Sie uns ein Wenig plaudern. Ich finde später noch Zeit genug, um meinem

Schwesterchen für den mir gespielten Streich zu danken! Also, lieber Doctor, wie haben Sie gelebt, seit wir im Alpenlande Abschied von einander genommen?“

„Ich bin einfach wieder unter das alte Arbeitsjoch gekrochen!“ erwiderte Richard sich setzend, „das ist Alles! Und Sie Allan, was haben Sie getrieben?“

„Gebummelt, wie alle Studenten in den Ferien! Otium cum dignitate, sagt der Lateiner. Nun aber vor allen Dingen: Was sagen Sie zu meiner Schwester? Finden Sie die Aehnlichkeit zwischen uns wirklich so groß, wie man sagt?“

„Ich stehe vor derselben, wie vor einem unerklärlichen Naturphänomen!“ erwiderte Richard. „Hätte mir früher Jemand gesagt, so etwas sei möglich, ich würd' ihm in's Gesicht gelacht haben!“

„Und wie gefällt Ihnen Ellen? Nicht wahr, sie ist die kalte, ceremoniöse Amerikanerin, wie sie im Buche steht? Eine neuere, vielleicht auch etwas hübschere Auflage von Tante Tabithy!“

„Hören Sie, Allan, Sie sind ein gewaltiger Schwindler vor dem Herrn!“ — rief Richard. „Von Allem, was Sie mir von Miß Ellen gesagt haben, ist nur das Eine wahr, daß sie Ihnen ähnlich sieht, wie ein Wassertropfen dem andern. Alles Uebrige ist pure Verleumdung.“

„Oh, Sie kennen sie nur noch nicht!" meinte Allan munter. „Wenn Sie erst länger mit ihr beisammen wären, würden Sie schon einen anderen Begriff von ihr bekommen!"

„Ich hatte bereits das Glück, länger mit Miß Ellen zusammen zu sein."

„Wirklich?"

„Wir machten gestern mit Ihrem Papa und Tante Tabithy — das ist ja wohl der schwer auszusprechende Name der würdigen Dame? — einen langen Spaziergang nach dem Schlosse und der Molkenkur und kehrten Abends durch den Wald zurück. Auf dem ganzen Wege hatte ich das Vergnügen, an der Seite Ihrer liebenswürdigen Schwester zu bleiben, und ich erkläre Ihnen in's Gesicht, daß Sie Miß Ellen ganz abscheulich verleumdet haben, Sie Bösewicht!"

„Nun, und haben Sie nicht gefunden, daß sie prüde ist."

„Prüde? Weiß der Himmel, was Sie unter „prüde" verstehen? Soll sich eine junge Dame vielleicht benehmen, wie ein Student?"

„Oho, Doctor! Ich denke, wir Studenten wissen uns auch zu benehmen!"

„Allerdings! Aber doch wie Studenten, und das ist eben anderer Stil!"

„Und was hat sie Ihnen denn Alles erzählt? Ohne Zweifel ging es dabei wieder einmal gehörig über den wilden Allan her! An mir hat sie immer etwas auszusetzen! Niemals kann ich es ihr recht machen!“

„Wahrhaftig, Allan, Sie sind es gar nicht werth, einen solchen Engel als Schwester zu besitzen!“ rief Richard, unwillkürlich warm werdend.

Der Student brach in ein helles Lachen aus.

„Engel nennen Sie sie! Gut, daß sie das nicht gehört hat, sonst würde sie gleich noch um hundert Procent stolzer werden, als sie ohnedies schon ist! Mein guter Doctor! Engel haben zuweilen auch Krallen an den Sammetpfötchen!“

„Wissen Sie, Allan, daß es eigentlich garstig von Ihnen ist, in einer solchen Weise von Ihrer Schwester zu sprechen!“ — sagte Richard ernst. „Ich habe freilich erst seit einem einzigen Tage das Glück, Miß Ellen zu kennen, aber bei einer so vollendeten jungen Dame genügt auch diese kurze Zeit, um ihre seltenen Vorzüge zu erkennen!“

„Ah, Sapperlot, Doctor!“ — rief Allan mit neckischer Verwunderung — „Sie sprechen ja von dem kleinen Mädchen mit einer Wärme, die mich in Erstaunen setzt!“

„Ich wiederhole es: Garstig ist es von Ihnen, und undankbar obendrein! Sie wissen nicht, wie sehr Ihre Schwester Sie liebt!“

„Hat sie Ihnen das gesagt?“

„Allerdings! Wir haben viel von Ihnen gesprochen. Aus jedem Worte Miß Ellens klingt die innigste Liebe für ihren undankbaren Bruder heraus!“

„Na, mir hat sie solche Worte niemals gesagt!“

„Dann war es gewiß nur Ihre Schuld! Uebrigens werde ich Ihnen etwas sagen, Allan! Ich glaube gar nicht an das, was Sie Miß Ellen zur Last legen. Es ist bekannt, daß Zwillingsgeschwister stets mit großer Liebe aneinander hängen. Bei Ihrer Schwester ist dies der Fall, und ich bin überzeugt, daß es auch bei Ihnen der Fall ist! Sie lieben es, die Leute zu necken, und wollen mich ein Wenig mystificiren. Ich werde Ihnen aber nicht reinfallen, wie die Berliner sagen. Verlassen Sie sich darauf!“

Allan schob sich die Locken aus der Stirn und sah Richard mit eigenthümlichem Ausdruck an.

„Sie haben ganz recht, Doctor!“ sagte er plötzlich, den Ton ändernd. „Ich habe in der That nur gescherzt! Sie dürfen mir's auf's Wort glauben, daß ich Ellen liebe wie mich selbst! Wenn wir trotzdem manchmal in kleine Differenzen mit einander gerathen, was ja selbst

bei der innigsten Zuneigung unvermeidbar ist, dann liegt die Schuld ausschließlich auf der Seite des Studenten!“

„Bravo, Allan! das ist gesprochen, wie sich's gebührt!“ rief Richard, dem jungen Manne auf die Schulter klopfend. „Ich muß Ihnen gestehen, Ihre Worte haben mich vorhin unangenehm berührt, obwohl ich keinen Augenblick bezweifelte, daß sie nicht aus dem Herzen kamen!“

„Ich werde Ellen sagen, welchen warmen Vertheidiger sie an Ihnen gefunden hat, Doctor!“

„Nein, Allan, sagen Sie es ihr lieber nicht!“ meinte Richard. „Wozu von einer Kinderei so viel Aufsehens machen?“

„So soll also Ellen Europa verlassen, ohne zu wissen, welchen Freund sie in der alten Welt zurückläßt?“

Hätten sich in diesem Augenblicke in dem bereits dämmernden Garten drunten die Posaunen des jüngsten Gerichts vernehmen lassen, Herr Doctor von Hellmich würde schwerlich gewaltiger erschrocken sein, als bei diesen Worten Allans.

„Europa verlassen!“ stotterte er, dabei fühlte er, wie ihm alles Blut zu Gesichte stieg. Ein Glück, daß das schwache Zwielicht Allans Blicken die Röthe verbarg.

„Natürlich! habe ich Ihnen nicht bereits in Salzburg gesagt, daß Ellen Braut ist?“

„Kein Wort!“ rief der Doctor, dem dieser zweite unerwartete Schlag fast den Athem benahm.

„Ich dachte, wir hätten schon früher einmal davon gesprochen!“ fuhr Allan gleichmüthig fort. „Meine Schwester verlobte sich vorigen Winter mit einem entfernten Verwandten von uns. Mister Weed — so heißt der Auserkorene — reiste im Frühling hinüber nach Amerika, um Alles in Ordnung zu bringen. Wir erwarten ihn im Herbste zurück, wo dann hier die Trauung stattfinden soll.“

Es wäre vergebliche Mühe, die Gefühle zu beschreiben, welche in diesem Augenblicke die Brust des armen Doctors durchtobten. Ihm war zu Muthe, als beginne der Boden unter seinen Füßen zu brennen. Er stand auf, trat an's Fenster und sah schweigend hinaus.

„Wie dunkel es bereits geworden ist!“ sagte Allan, gleichfalls aufstehend. „Aber was denkt denn dieses schwarze Genie von Cato, daß er uns keine Lampe bringt? Oder vielleicht ist es Ihnen gefällig, jetzt mit mir hinüber zu gehen zu meinen Leuten, Doctor?“

Richard fühlte, daß es ihm absolut unmöglich war, in diesem Augenblicke vor Ellen zu treten. Allans

unerwartete Mittheilung hatte ihm seine Gefühle für Miß Ellen plötzlich in einem so hellen Lichte gezeigt, wie etwa ein zuckender Blitzstrahl irgend einen dunklen Gegenstand beleuchtet. Er fühlte, daß er dieses Mädchen liebte, daß er sie tief, innig, leidenschaftlich liebte! Was war alles Bisherige gegen diese mächtige Empfindung! Und in dem Augenblicke, wo er sich ihrer vollkommen bewußt wurde, erfuhr er auch, daß Ellen für ihn verloren sei.

Ohne zu erwidern, starrte er in die Dämmerung hinaus.

„Sie antworten mir nicht, Doctor!" sagte Allan, zu ihm tretend. „Sie sind zerstreut!"

„Verzeihen Sie, Allan! Aber ich bin nicht in der Stimmung, mit Ihnen zu kommen: Entschuldigen Sie mich gefälligst bei den Damen und Ihrem Papa!"

„Quelle mouche vous pique?" rief Allan. „Bisher waren Sie doch in der besten Laune, und nun überkommt Sie mit einem Male eine ungesellige Stimmung! Was soll das bedeuten?"

„Bitte, dringen Sie nicht in mich! Es ist so, wie ich Ihnen sage! Ich tauge heute nicht in Gesellschaft!"

„Doctor, dahinter steckt etwas!" — rief Allan, in den früheren neckischen Ton zurückverfallend. „So lasse ich Sie nicht fort! Sie müssen mir beichten!"

„Sie quälen mich, Allan! Bitte, dringen Sie nicht weiter in mich! Ich kann Ihnen nicht sagen, was mich in diesem Augenblicke bewegt!“

„Oho“, — versetzte Allan. „So leichten Kaufs kommen Sie nicht davon. Laß doch sehen, wie die Geschichte eigentlich zusammenhängt. Ihre Stimmung, wie Sie sagen, war die vortrefflichste, bis zu dem Augenblicke, wo ich Ihnen mittheilte, meine Schwester sei Braut. Good gracious! Ich hab's! Unglücklicher! Sie haben zu tief in die Augen dieser Circe geschaut! Ja, jetzt erklärt sich mit einem Male Ihre Begeisterung für meinen weiblichen Doppelgänger! Armer Doctor!“

„Allan! Ich bitte Sie! Sprechen Sie nicht weiter! Sie thun mir weh!“

„Sie lieben also wirklich Ellen, Sie, der Mann, der über der Jurisprudenz und der Architektur ganz und gar zu lieben verlernt hat! Und ein einziger, kurzer Tag hat dieses Wunder bewirkt!“

„Nun ja, ich weiß, es ist eine Thorheit!“ — rief Richard fast ärgerlich. „Ich gab mich wie ein Schulknabe der süßen Illusion hin, ohne auch nur einen Augenblick zu bedenken, daß eine Dame gleich Miß Ellen längst ihre Wahl getroffen haben mußte, ehe ich so glücklich war, sie kennen zu lernen. Es geschieht mir ganz recht! Meine Albernheit hat diese bittere Lection verdient!“

„Sie lieben Ellen also wirklich? So recht, was man lieben nennt?“ fuhr Allan theilnehmend fort. „Am Ende fast ebenso sehr, wie Sie einst Ihre Ida geliebt haben?“

„Allan, das war unzart!“ versetzte Richard mißmuthig. „Sie sind ein Kind! Ich fühle, ich habe sehr Unrecht gethan, Ihnen einen Blick in mein Herz zu gestatten!“

„Verzeihen Sie mir, Doctor!“ — erwiderte Allan, begütigend die Hand auf Richards Arm legend. „Es war nicht so böse gemeint! Sie wissen ja, ich sage Alles, was mir gerade durch den Kopf fährt!“

„Allan!“ sagte Richard ernst. „Ich verlange von Ihnen ein Versprechen!“

„Ein Versprechen? Und welches?“

„Daß Sie Ihrer Schwester nie ein Wort von dem mittheilen, was heute zwischen uns so unerwartet zur Sprache kam. Sie begreifen, welche namenlos lächerliche Rolle ich Miß Ellen gegenüber spielen würde, erführe sie jemals, wie schwach ich gewesen!“

„Lächerlich?“ rief Allan warm. „Das sehe ich nicht ein! Ich denke, Doctor Richard von Hellmich ist ein Mann, auf dessen Liebe jedes Mädchen stolz sein darf!“

„Ich danke Ihnen, Allan!“ sagte Richard, die Hand des jungen Mannes ergreifend. „Sagen wir also lieber,

mein altes Pech habe mir diesmal wieder einen Streich gespielt! Das Resultat bleibt indessen dasselbe. Sie versprechen mir also zu schweigen?"

„Ich verspreche es Ihnen!"

„Ihr Ehrenwort als Mann darauf?"

„Mein Ehrenwort als Mann!"

„Gut! Und nun lassen Sie mich handeln als Mann!" sagte Richard, seinen Hut nehmend. „Ich werde Ihre Schwester nicht wieder sehen!"

„Wie, Sie wollen sich entfernen, ohne Ellen auch nur ein Wort des Abschiedes zu sagen?"

„Es ist besser so, Allan! Glauben Sie mir! Ich erspare mir damit einen Schmerz und mache mit einem Schlage einem unmöglichen Verhältnisse ein Ende."

„Aber was soll ich meinen Leuten sagen?"

„Was Sie wollen! Eine dringende Arbeit zwinge mich heute zu Hause zu bleiben, oder ich sei plötzlich unwohl geworden! Kurz, was Ihnen einfällt! Morgen verabschiede ich mich von Ihrer Familie, und der nächste Zug bringt mich nach Baden!"

„Nun, und wir, Doctor? Geht unsere junge Freundschaft dabei auch in die Brüche?" sagte Allan, die Hand ausstreckend.

„Zwischen uns bleibt's beim Alten!" erwiderte Richard, die Hand ergreifend. „Besuchen Sie mich bald

droben in Baden, Allan! Wir bummeln dann mit einander im Schwarzwalde! Freilich werden mich Ihre Züge nur all' zu lebhaft an ein Glück mahnen, das ich verlieren mußte, noch ehe ich es besaß. Zugleich werden Sie mir aber auch eine süße Erinnerung wach rufen, die ich trotz alledem um keinen Preis aus dem Buche meines Lebens streichen möchte. Leben Sie wohl, und auf ein baldiges Wiedersehen!"

„Auf baldiges Wiedersehen, Doctor!" rief Allan, „Ganz gewiß, auf baldiges Wiedersehen. Bis dahin leben Sie wohl!"

Der junge Mann horchte, so lange er die Schritte des Scheidenden draußen im Corridor und auf der Treppe vernehmen konnte. Dann trat er an's Fenster und blickte eine Weile sinnend hinaus in die Dämmerung.

„Very odd indeed! Merkwürdig!" sagte er, die Stirn streichend. „Ein ganzer Mann, der Doctor! Oh meine süße Ellen, was hast Du da angerichtet!"

IV.

Chignon.

Richard hielt Wort. Er wartete sogar nicht einmal den folgenden Tag ab, um seinen Entschluß zur Ausführung zu bringen. In's Hotel zurückgekehrt, schrieb er ein paar Zeilen an Allan, worin er ihn bat, seine sofortige, durch ein soeben eingelangtes Telegramm bedingte Abreise bei Oberst Curtis und den Damen zu entschuldigen. Dann packte er seine Siebensachen zusammen, zahlte die Rechnung, gab dem Lohndiener ein Trinkgeld mit dem gemessenen Auftrage, den Brief am nächsten Morgen sogleich nach der Villa zu tragen, und fuhr hierauf mit dem Nachtzuge nach Baden, wo er kurz vor Mitternacht wohlbehalten eintraf.

Herr Doctor von Hellmich war keine sentimentale Natur. In seiner Art lag es nicht, sich einem hoffnungslosen Schmerze hinzugeben. Den Schlag, der ihn getroffen, empfand er allerdings tiefer, als er es vielleicht sich selbst gestehen mochte, denn sein romantisches Liebesabenteuer war trotz der kurzen Dauer der süßen Illusion

ein so ungewöhnliches gewesen, daß die Erinnerung an dasselbe nicht so leicht von ihm weichen konnte. Trotzdem gelang es ihm bald, in sich selbst den nöthigen Halt zu finden. Er sagte sich, jeder fernere Gedanke an die schöne Ellen würde von jetzt ab nur eitle Selbstquälerei sein. Mit erneuertem Eifer widmete er sich seinen Berufsgeschäften. Er wußte, daß er nur in der Arbeit eine heilsame Ablenkung seiner Gedanken von dem verbotenen Ziele finden könne, und machte sich daher rüstig an's Schaffen.

In den ersten Tagen ging es damit freilich hart und schwer genug! Wie sehr er sich auch bemühte, Ellens Bild aus seiner Erinnerung zu bannen, — immer kehrte es wieder! Aus den Fenstern der eleganten Villa, deren Plan er eben zeichnete, guckte ihm, ehe er sich dessen versah, ein reizendes Köpfchen entgegen, und die Karyatyden, bestimmt die Veranda zu tragen, nahmen unter seiner Hand ohne, daß er es merkte, die graciösen Contouren der schönen Amerikanerin an.

Aergerlich warf er den Stift weg, nahm den Hut und mischte sich in das bunte Treiben vor dem Cursalon. Hier ging es ihm nicht besser. Bei jeder schönen Frauengestalt, die ihm begegnete, mußte er an Ellen denken, und es gab dieser sehr schönen Frauen die Hülle und Fülle in Baden-Baden. Aber wie schön eine jede

von ihnen auch sein mochte, Ellen schien ihm doch noch schöner als Alle! Als das Orchester eines Nachmittags die Preghiera aus Mosè spielte, dieselbe Preghiera, die ihm damals beim Eintritte in den Garten zu Heidelberg von Ellens Harfe als harmonischer Gruß entgegentönte, beschlich ein unbeschreiblich wehmüthiges Gefühl sein Herz. Ein Glück, daß die zärtliche Fürsorge des geeinigten Deutschlands Monsieur Dupressoirs Spielbank bereits seit längerer Zeit den Garaus gemacht hatte! Richard fühlte bei der unglückseligen Preghiera plötzlich den Drang, etwas ganz Unerhörtes zu thun. Zehn gegen eins stand zu wetten, daß er, obwohl er sonst niemals eine Karte anrührte, heute in die Spielsäle gelaufen wäre und entweder die Bank gesprengt oder sein ganzes Hab und Gut, in so weit er solches gerade in landesüblichen Werthzeichen bei sich trug, dem Teufel Roulette in den Rachen geworfen haben würde. So aber blieb es glücklicher Weise bei dem bloßen Drange.

Wie ich bereits gesagt, verlor indessen der Liebesparoxismus unseres armen Freundes allmälig seine acute Kraft, ohne daß deshalb die Erinnerung an Ellen gewichen wäre. Etwa acht Tage nach seiner Ankunft in Baden hatte Richard an Allan geschrieben. Bis jetzt war noch keine Antwort eingetroffen. Weitere acht Tage vergingen, und noch immer kam kein Brief. Am neunten

Tage langte endlich das erwartete Schreiben an. Ein wenig Herzklopfen fühlte Herr von Hellmich doch, als er dasselbe erbrach. Es enthielt außer einer langen lustigen Plauderei, wie man sie von Allan erwarten durfte, viele freundliche Grüße von Oberst Curtis und den Damen und zum Schlusse die Bemerkung, falls nichts Besonderes dazwischen komme, hoffe Allan auf einige Tage nach Baden zu fahren. „Ich sehne mich wirklich fort von der Zuchtruthe Tante Tabithy's und meiner gestrengen Schwester!" — schloß der Brief. „Es geht doch Nichts über die goldene Freiheit! Machen Sie sich darauf gefaßt, Doctor, daß unsere projectirten Schwarzwaldwanderungen Ihnen manchen Tag kosten werden. O rus, quando te adspiciam! Geht Alles gut, dann bin ich in vierzehn Tagen bei Ihnen! Diesmal komme ich aber ohne Papa, denn ich will frei sein, ganz frei! Also richten Sie Stock und Plaid her, und vergessen Sie ja nicht, die kostbare Feldflasche, die uns damals auf dem Gaisberge so vortreffliche Dienste geleistet, rechtzeitig füllen zu lassen. Nordhäuser braucht es gerade nicht zu sein! Guter Pfalzgräfler thut's auch! Bis dahin leben Sie wohl und vergessen Sie nicht über Bleistift und Zirkel Ihren allezeit getreuen Allan."

Von Ellens Brautschaft kein Wort! Richard wunderte sich eigentlich ein Wenig darüber, denn bei

Allans Vorliebe für Neckereien ließ sich wohl erwarten, daß er wenigstens irgend eine versteckte Anspielung würde einfließen lassen.

„Der Junge hat Zartgefühl!“ — dachte er zuletzt, indem er den Brief wieder zusammenfaltete. „Nun, hoffentlich vermeidet er es auch hier von der unglücklichen Geschichte anzufangen. Eigentlich wäre mir lieber, er käme nicht, denn sein Gesicht wird mir meine Blamage auf's Neue in's Gedächtniß rufen. Und doch fühle ich eine gewisse Sehnsucht nach ihm! Man sollte nicht glauben, wie eigensinnig ein in seinen Hoffnungen getäuschtes Herz sein kann!“

Um ungestörter arbeiten zu können, verließ Herr von Hellmich gegen Ende August das Hotel, in dem er bisher gewohnt hatte, und miethete sich zwei Zimmer im Gasthofe zum „Bären“ in Lichtenthal. Da die Saison bereits den Höhepunkt überschritten hatte, fand er in dem alt renommirten, hart an dem Ufer der Oos gelegenen Gasthofe eine bequeme Unterkunft. Er erhielt die beiden Zimmer im Erdgeschosse des Pavillons rechts. Vor den Fenstern seines Salons zog sich eine kleine, mit wildem Wein umrankte Veranda hin, gerade breit genug, um einem Tische nebst einigen Stühlen den nöthigen Raum zu gewähren. Gedämpft durch die dichte, grüne, hier und da in's Röthliche spielende Blätterhülle verlieh das

einfallende Licht dem Zimmer selbst um die Mittagsstunde behaglich kühle Dämmerung. Richard hatte dieses Gemach zum Salon bestimmt; das anstoßende kleinere war das Schlafzimmer. Er fühlte sich in diesen Räumen um so behaglicher, als sie etwas abseits lagen von den Restaurationslocalitäten. Die englische Familie, welche bisher den ersten Stock des Pavillons inne hatte, verließ die Wohnung an demselben Tage, wo Herr v. Hellmich einzog. Es stand kaum zu erwarten, daß noch neue Gäste ankommen würden. Der Einsiedler brauchte somit bei seinen Arbeiten keinerlei Störung zu befürchten.

Nach seiner Gewohnheit hatte sich Richard den Tag genau eingetheilt. Ziemlich zeitig stand er auf und machte nach dem Frühstück einen längeren Spaziergang entweder in den Anlagen des Kurparks oder im Walde. Gegen 10 Uhr kehrte er zurück und arbeitete bis zur Table d'hôte. Nachmittags besichtigte er den Bau, traf die nöthigen Dispositionen für den folgenden Tag und kehrte gegen Abend durch die herrliche Lichtenthaler Allee nach seinem friedlichen Heim zurück. Hier arbeitete er sodann wieder bis zum Abendbrote, das er in Gesellschaft einiger neuen Bekannten im gemeinsamen Speisesaale zu nehmen pflegte. Da er jeden Tag in die Stadt ging, ließ er sich Briefe und Zeitungen nicht in den Gasthof bringen, sondern holte sie stets auf der Post ab.

Er that dies hauptsächlich deshalb, weil er nicht durch das Eintreffen der Correspondenz während der Vormittagsstunden in seinen Arbeiten gestört werden wollte.

So hatte er bereits acht Tage in Lichtenthal zugebracht. Die Umstände, welche seine Gegenwart in Baden-Baden nöthig machten, waren nunmehr behoben, und er dachte bereits an die Heimkehr nach München. Das prachtvolle Frühherbstwetter bewog ihn jedoch, noch etwas länger in dem reizenden Schwarzwaldthale zu verweilen. Sollte Allan Wort halten und noch rechtzeitig kommen, dann gedachte Herr von Hellmich mit dem Amerikaner eine längere Tour, vielleicht nach St. Blasien, zu unternehmen und dann sofort — und zwar ohne Heidelberg zu berühren, nach München zurückzukehren.

Von Allan war bisher keine weitere Nachricht eingetroffen. Richard beschloß noch einige Tage zu warten. Würde bis dahin noch keine Mittheilung kommen, dann wollte er ihm schreiben, er möge sich beeilen, denn die Zeit seines Aufenthalts in Baden nahe sich ihrem Ende.

Eines Abends, als er, kurz nach zehn Uhr aus dem Gastzimmer zuückgekehrt, eben im Begriffe war, sich zur Ruhe zu begeben, hörte er Stimmen auf der Treppe. Koffer wurden heraufgeschafft, die Dienstleute zankten mit einander, dann wurde es wieder stille. Es dauerte nicht lange, so vernahm er in den Zimmern droben

Schritte. Ohne Zweifel waren noch ziemlich spät Fremde eingetroffen und der Wirth brachte sie in dem Pavillon unter. Das Herumgehen droben dauerte eine Weile, dann ließ sich nichts mehr vernehmen, ein Zeichen, daß sich die neuen Gäste bereits zur Ruhe begeben hatten.

„Ihr habt gestern Abend noch Fremde bekommen?" — fragte Richard am folgenden Morgen den Kellner, als dieser ihm, wie gewöhnlich, das Frühstück in der kleinen Veranda vor dem Salon servirte.

„Ich hörte davon, habe aber die Herrschaften nicht gesehen, weil ich im Salon bediente", — erwiderte der schwarzbefrackte Ganymed. „Der Hausknecht meint, es seien Russen!"

„Werden sie die Wohnung droben behalten?"

„Nur so lange, bis die Herrschaften von Nr. 12, 13 und 14 abgereist sind. Die Russen meinten, der Raum sei für sie etwas zu beschränkt. Sobald drüben Platz wird, kommen sie hinüber."

„Das ist mir lieb", — versetzte Richard. „Denn das Getrampel über meinem Kopfe würde mich bei der Arbeit stören! Sehen Sie zu, daß Sie die Leute sobald als möglich wieder ausquartieren!"

Der Kellner versprach das Mögliche zu thun und entfernte sich. Richard durchflog bei einer Cigarre die gestrige Zeitung. Nachdem er die tröstliche Ueberzeugung

gewonnen, daß in der Welt noch Alles auf dem alten Platze stand, schob er das Blatt zur Seite, griff zu Stock und Hut und wanderte gemächlichen Schritts durch den Garten hinüber nach der Lichtenthaler Allee.

Am Ende des Stegs über die Oos angelangt, wandte er sich rechts und ging das Flüßchen entlang gegen die Stadt. Behaglich athmete er in tiefen Zügen die frische Morgenluft. Kein Wölkchen zeigte sich an dem sonnigen, blauen Himmel. Die Wipfel der mächtigen Ulmen und Linden wiegten sich leise rauschend über seinem Haupte im Winde, und lustig plätschernd begleitete ihn die Oos bis hinauf, wo die Anlagen des Kurparks beginnen.

In Baden-Baden gehört das Frühaufstehen nicht zum guten Ton. Wer nicht auf ärztlichen Befehl zeitig in die Bäder wandern muß, schlüpft selten vor acht Uhr aus den Federn. Die schönen Anlagen gehören daher zwischen der siebenten und achten Morgenstunde fast ausschließlich dem Gartenpersonale und den Spatzen. Spaziergänger tauchen nur sporadisch auf.

Richard hatte bereits die Runde durch die Anlagen gemacht. In der Nähe des schwarzen Felsens mit seinem sprudelnden Bassin setzte er sich auf eine Bank und sah dem Spiele des Wassers zu, das sich in Milliarden

blitzender Diamanten an den dunklen Rändern des weiten Beckens brach.

Das eintönige Plätschern und Rauschen des mächtigen Wasserstrahls, die Einsamkeit rings umher, die würdige Luft der Berge wiegten unsern Freund allgemach in eine Art von weichem Halbschlummer. Hätte man ihn gefragt, an was er in diesem Augenblick denke, so würde er um die Antwort verlegen gewesen sein. Seine Seele schwebte in einer Art von behaglichem Nirwana. Es waren weniger bestimmte Gedanken und Bilder, als vielmehr dunkle Empfindungen, die ihn zuweilen gar seltsam anmutheten. Die Augen auf das rieselnde Becken gerichtet, dämmerte er ruhig vor sich hin, dem Spiele der lustigen Spatzen auf dem Rande desselben zuschauend, deren Patriarch, ein alter Bursche mit schwarzem Kopfe und mürrischen Manieren, ihm in diesem Augenblicke ungleich interessanter war, als alle Großen der Erde zusammengenommen.

In der Spatzenmonarchie oder Republik schienen communistische Grundsätze zu herrschen, denn als der Patriarch auf dem Kieswege ein Stückchen Brot oder Obst fand, fiel die ganze Bande über ihn her. Um sein erbeutetes Eigenthum zu retten, flog der Schwarzkopf auf einen nahen Ast; die Sippe laut schreiend hinter drein. Richard folgte mit den Blicken der Expedition.

In diesem Augenblicke schob sich jedoch plötzlich ein neues Bild in seine Gesichtslinie, ein Bild so unerwarteter Art, daß sein Herz plötzlich zu schlagen aufhörte und ihm alles Blut zu Gesichte stieg.

Besagtes Bild war übrigens an sich keineswegs so schrecklich, daß die blitzschlagartige Wirkung desselben dem unbefangenen Beobachter gegenüber begründet erscheinen könnte. Es war ganz einfach dasjenige einer jungen Dame in weißem Piquékleide, welche den breiten Strohhut mit weißem Bande auf den Locken und einen Stockschirm in der Hand, langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes den Weg von der Oos herüber durch den Park kam. Wenn trotz alledem Herr Dr. von Hellmich bei ihrem Anblicke erschrack, so hatte er dazu guten Grund, denn die junge Dame war ganz entschieden keine andere als Miß Ellen Curtis!

Im ersten Augenblick hatte Richard die Empfindung, als müsse er fliehen. Im nächsten Augenblick dagegen schämte er sich dieser unmännlichen Regung. Weshalb sollte er vor Ellen fliehen? Er hatte sich ihr gegenüber ebenso wenig etwas vorzuwerfen als Miß Ellen ihm gegenüber. Diese Begegnung hatte er nicht gesucht. Bot sie der Zufall, so war dies nicht seine Schuld. Wie aber kam Miß Ellen nach Baden-Baden? Wie kam sie hierher und noch überdies allein?

Bis jetzt hatte sie ihn augenscheinlich noch nicht bemerkt. Richard fand somit Zeit, sich ein Wenig zu sammeln. Während er noch überlegte, ob er aufstehen und ihr entgegen gehen, oder ob er sie auf seinem Platze erwarten sollte, erhob Ellen den Kopf und blickte gerade vor sich hin. Ihre Augen — o diese tiefblauen, unvergeßlichen Augen! — trafen die des Doctors. Eine flüchtige Röthe — die Röthe der Ueberraschung — überflog das schöne Gesicht. Wie gebannt durch die unerwartete Begegnung blieb sie stehen und sah Richard an. Dieser stand sofort auf, nahm den Hut ab und trat ihr entgegen.

„Miß Ellen Curtis!“ sagte er, sich verbeugend. „Welche Ueberraschung! Sie hier in Baden-Baden?“

„Oh, Doctor!“ rief Ellen, indem sie Richard die Hand reichte, „indeed! Ich bin auch ganz übergeraschen Sie zu finden hier so früh in der Park! Wir u-ollten Sie suchen auf heute Vormittag, und nun finde ich Sie by chance, bei Zufälligkeit!“

„Seit wann sind Sie in Baden?“ fragte Richard.

„Seit gestern Abend. Wir haben ankommen, um Sie noch zu sehen, bevor Sie reisen ab nach München.“

„Wie liebenswürdig, Miß Ellen!“ rief Richard erfreut. „Wie soll ich Ihnen für diese große Freundlichkeit danken?“

„Never mind, Doctor! Ich liebe sehr Baden=Baden und Park auch. Allan sagte, er u=olle mit Ihnen machen einige parties in der Schwarz=u=ald für einige Tage, und u=ährend die Herren u=andern in den U=ald, u=ollen Papa und ich uns unterhalten ein U=enig in Baden."

„Sie sind also mit dem Obersten und mit Allan gekommen?"

„Of course! Nur Tante Tabithy ist geblieben zu Haus."

„Und was verschafft mir das Glück, Sie hier allein zu finden im Park und noch dazu so früh am Tage?"

„Ich liebe ein schöner Morgen in die freie Natur!" sagte Miß Ellen, indem sie auf der Bank bei dem Bassin Platz nahm. „Die Herren aber sind, — wie sagen Sie, Doctor in Deutsch? Mutz=schlafe?"

„Schlafmützen!" verbesserte Richard.

„Thank you! Schlafmützen u=ollte ich sagen! Ich habe sie gelassen beide in das Hotel und bin gegangen fort allein, um zu nehmen ein kleiner Spaziergang!"

„Sie haben wohl gethan, Miß Ellen! Der Morgen ist in der That so schön, daß es eine Sünde ist, ihn zu verschlafen." — sagte Richard, sich neben die junge Dame setzend. „Wo sind Sie abgestiegen?"

„U=as ist abgestiegen?" — fragte Ellen.

„Ja, ich weiß wahrhaftig nicht, wie man auf Englisch sagt" — versetzte Richard lächelnd. „So weit erstreckt sich meine Wissenschaft nicht! Ich meine, wo Sie wohnen? Den Namen Ihres Hotels?"

„Oh, I understand! Ich verstehe! U=ir u=ohnen in das Beer."

„Das Beer? Diesmal verstehe ich nicht!" — sagte der Doctor. „Was ist das „Beer"?"

Miß Ellen lächelte.

„U=ie? Sie kennen nicht das großes, braunes Thier, u=as immer brummen, brrrr?"

„Im Bären?" — rief Richard verwundert. „Meinen Sie den Bären in Lichtenthal?"

„Certainly! U=enn u=ir kommen zu Baden, u=ir u=ohnen immer in das Bär!"

„Ah! Welch seltsamer Zufall! Da wohne ich ja auch!"

„Indeed? Wirklich?"

„Gewiß, in dem kleinen Pavillon rechts!"

„Dort u=ohnen u=ir auch!" — rief Ellen erstaunt. „Strange, indeed!"

„Also Sie waren die angeblichen Russen, die gestern Abend die Wohnung über mir bezogen!" sagte Richard. „Ich hätte mir niemals träumen lassen, daß wir so nahe Nachbarn würden!"

„Der U=irth hat uns die U=ohnung nur für ein oder zwei Tage gegeben" — meinte Miß Ellen. „U=ir bekommen dann eine in der andern Gebäude!"

„Oh, die Wohnungen in dem Pavillon sind weit schöner als die anderen!" — rief Richard eifrig.

„Really? Nun, u=ir u=erden sehen!"

Einen Augenblick stockte die Unterhaltung. Ellen zeichnete mit dem Stock ihres Schirmes allerlei krause Figuren in den Kies des Weges, und Richard verwandte keinen Blick von der zarten, schmächtigen Hand, welche so graciös das Schirmchen handhabte.

„U=issen Sie auch, Doctor von Hellmich", — begann Ellen nach einer Weile, „daß es nicht u=ar schön von Ihnen zu gehen fort von Heidelberg, ohne uns zu sagen farewell?" —

„Hat Ihnen denn Allan meinen Brief nicht mitgetheilt?"

„Oh yes! U=ir haben das Brief gelesen! Aber . . ."

Ellen hielt inne, als fehle ihr das nöthige Wort, um den Satz zu vollenden.

„Dringende Geschäfte geboten mir sofort abzureisen", — fuhr Richard fort.

Ellen lächelte.

„So dringend, daß Sie nicht konnten u=arten ein Paar Stunden? Oh, Doctor, is that true? Ist das wahrhaftig?" sagte sie mit schelmisch fragendem Seitenblick.

Richard wurde es ganz seltsam zu Muthe.

„Ich kann nicht lügen!" — versetzte er entschlossen. „Sie haben Recht, Miß Ellen! Ich wollte oder vielmehr ich durfte nicht länger bleiben!"

„Und u=arum, Doctor?" fragte sie zögernd.

„In meinem Gespräche mit Allan erfuhr ich, daß Sie Europa bald verlassen würden", erwiderte Richard.

Ellen machte große Augen.

„Ich u=ürde Europa verlassen? — Why? U=arum?"

„Wie? Sie gedenken nicht nach Amerika zurückzukehren?" — rief Richard mit vor Erregung bebender Stimme.

„U=arum sollten u=ir Europa verlassen?"

„Wir ist nicht das rechte Wort! Allan sagte mir, Sie würden gehen!"

„Ich? Oh, das ist merkwürdig! Und u=arum ich allein?"

„Nicht allein, Miß Ellen, sondern mit Mister Weed!"

„Mister Weed? U=er ist Mister Weed?"

„Nun, Ihr Verlobter!"

„U=er hat gelobt?"

„Nein nein! Sie verstehen mich nicht!" — rief Richard. „Von Loben ist nicht die Rede, sondern von Verloben!"

„U=as ist Verloben, Doctor?"

„Entsetzlich, wenn man eine Sprache nicht ordentlich kann, und doch so viel zu sagen hat!" — rief Richard in komischer Verzweiflung. „Verlobter ist Bräutigam, Miß Ellen, Bridegroom! Verstehen Sie jetzt?"

Ellen erröthete erst leicht — und begann dann zu lachen.

„Oh the bad boy! Oh the wicked boy!" — rief sie die Brauen leicht zusammenziehend, während ihre Lippen noch immer mit dem Lachen kämpften. „Das haben Allan gesagt? Oh, the naughty boy!"

„Es war gewiß sehr indiscret von ihm!" meinte Richard, der sich in Ellens Benehmen nicht zurecht zu finden wußte.

„Sehr indiscret, indeed!" rief Ellen. „But, he shall pay for it! Er soll bezahlen!"

„Sind Sie ihm böse, Miß Ellen?"

„Ge=u=iß! Sehr böse!"

„Die Sache sollte also ein Geheimniß bleiben?"

„Geheimniß? Why! Da ist nicht Geheimniß! He has made a fool of you, Doctor!"

„Was ist to make a fool?" fragte Richard heftig. „Diesmal verstehe ich nicht!"

„Spaß machen, Dummheit machen!"

„Ah, Sapperlot! Das ist denn doch ein Wenig zu arg!" rief Richard aufspringend. „Die Sache ist also nicht wahr?"

„No, nicht ein U=ord! Und Sie haben dies nicht merken?"

„Wie sollte ich? Er sprach ja in vollem Ernste!"

„Aber dieser Mister Weed! Oh, oh! Ich muß lachen und bin doch böse auf das naughty boy! Sie u=issen nicht, Doctor, u=as ist Weed?"

„Nichts weiß ich, gar Nichts, als daß Ihr Allan ein ganz nichtswürdiger Schlingel ist, der mir den Spaß bezahlen soll!" — rief Richard, dem zu Muthe war, als sei ihm mit einem Male ein Stein vom Herzen gefallen! „Mich so zum Narren halten!"

„Weed ist böse, schlechte Pflanze, u=as u=achsen im Garten!" — sagte Ellen.

„Also Unkraut?"

„So it is, Unkraut! That is the word!"

„Selbst Unkraut ist er, der Bösewicht! Oh, ich werde mich rächen! Er soll mir büßen für diesen Schabernack! Wo ist er?"

„In das Hotel.“ Kommen Sie Doctor! U-ir u-ollen ihn gleich geben sein Lection! U-ir und Papa! Oh the naughty boy!“

Ellen war aufgestanden und schlug, von Richard begleitet, den Weg nach Lichtenthal ein. Während des Gehens fand Herr von Hellmich Gelegenheit, sich auf das Bestimmteste zu überzeugen, daß die ganze Geschichte in der That nur ein von Allans Muthwillen in Scene gesetzter Schwindel gewesen, ein Factum, das für ihn unendlich viel Beruhigendes hatte, wenn er auch durchaus nicht begreifen konnte, weshalb Allan sich in so undelicater Weise über ihn lustig gemacht, und dabei zugleich seine Schwester in so seltsamer Weise in's Spiel gebracht hatte. Er nahm sich vor, dem Burschen gehörig den Kopf zu waschen. Zugleich war er nicht wenig neugierig zu erfahren, was der eigentliche Grund von Allans unbegreiflichem Benehmen gewesen sein mochte.

Ellen hatte den Weg durch das Dorf genommen — wahrscheinlich damit Allan sie nicht von dem Fenster aus bemerken sollte. Bei dem Gasthofe angelangt, bedeutete sie Richard, einen Augenblick zu warten, bis sie mit Allan gesprochen haben würde, um ihm und Oberst Curtis von der unerwarteten Begegnung Mittheilung zu machen. Dann solle er sogleich hinauf kommen.

„Die Thüre rechts, Doctor!" sagte sie leise, indem sie die Treppe hinaufstieg. „Das ist sein Zimmer! Treten Sie ein ohne Anklopfen! Oh, the wicked boy!"

Mit diesen Worten verschwand sie durch die Seitenthür links.

Richard wartete etwa fünf Minuten. Dann ging er hinauf und öffnete, der Andeutung gemäß, ohne anzuklopfen, die bezeichnete Thür.

Bei dem Tische am Fenster, den Rücken der Thüre zugewandt, saß Allan in einem Fauteuil, die Mütze auf dem Kopfe und einen Plaid um die Schulter geschlagen. Geöffnete Bücher bezeugten, daß er sich mit Studiren beschäftigte.

„Hier also finde ich den jungen Herrn, der so schöne Geschichten zu erzählen weiß!" rief Richard, auf ihn zutretend. „Na warte, Spitzbube! Diesmal . . . ."

Er vollendete nicht, und jeder Andere an seiner Stelle hätte gewiß gleichfalls die beabsichtigte Bußpredigt unvollendet gelassen, denn was er jetzt sah, ging geradezu über alle Begriffe. Bei den ersten Worten hatte sich Allan nämlich umgewendet, die Mütze und Plaid weggeworfen, war aufgesprungen und stand nun in Miß Ellens Kleide lächelnd vor ihm, in demselben weißen Piquékleide, in dem die junge Dame auf dem

Wege von dem Parke bis hierher an seiner Seite gegangen war.

Herr Doctor Richard von Hellmich stand da, wie einst Loths neugierige Gemahlin dagestanden sein mochte, d. h. buchstäblich zur Bildsäule erstarrt, den Mund halb geöffnet zum Sprechen und doch unfähig, auch nur ein Sterbenswörtchen herauszubringen.

„Nun, Doctor, warum fahren Sie nicht fort in Ihrer Philippika?" — fragte Allan-Ellen, indem er oder vielmehr sie auf den jungen Mann zutrat. „Sie sehen mich bereit, Alles über mich ergehen zu lassen. Donnern Sie los, gegen den Schlingel Allan! Er hat es verdient!"

„Aber um Gottes Willen!" — rief Richard, „leben wir denn Anfangs September im Carneval? Was soll die Mummerei bedeuten?"

„Sie soll bedeuten, daß Allan in diesem Augenblicke sein junges Leben ausgehaucht hat, um für immer in seiner angeblichen Zwillingsschwester Ellen aufzugehen!" sagte die junge Dame, plötzlich in einen ernsteren Ton übergehend. „Doctor, können Sie mir den vielleicht etwas allzuweit fortgeführten Scherz verzeihen?"

„Träume ich denn, oder bin ich wach!" — rief Richard, indem er Ellens gebotene Hand ergriff und sie in einem wahren Taumel von Wonne an seine Lippen

drückte. „O, welch' ein blinder Hesse war ich doch, daß ich dieses lustige Gaukelspiel nicht früher durchschaute! Aber nein! Es ist nicht möglich! Ich habe doch mit dem medicinae studiosus Allan lateinische Classiker citirt, habe seine chirurgischen Instrumente gesehen! Er redet deutsch so gut wie ich, während seine reizende Schwester es nur radebrecht! Er trägt kurzes Haar, und seine Zwillingsschwester hat lange Locken!"

„Und doch ist es so, lieber Doctor!" — sagte Ellen, indem sie aufstand und von der Toilette neben an einen prächtigen Chignon nahm. „Alles ist echt, bis auf diesen, und selbst der Chignon ist auch echt, denn es sind meine eigenen Haare! Sie sehen in mir, wenn auch nicht den medicinae studiosus, so die medicinae studiosa Ellen Curtis, und die Instrumente, die sie gesehen, gehören dieser. Nehmen Sie Platz, Doctor, und lassen Sie mich beichten. Vielleicht erhalte ich dann leichter Vergebung meiner muthwilligen Sünden!"

Ohne den Blick von dem reizenden Kobold zu wenden, der eine so wunderliche Comödie mit ihm aufgeführt hatte, und begierig, das Wort des Räthsels endlich zu erfahren, leistete Richard der Aufforderung Folge.

„Ich machte voriges Jahr mit Papa eine Tour durch die Schweiz" — begann Ellen, die Augen niederschlagend, „aber damals nicht als Allan, sondern nur

als Ellen. Sie verstehen mich, Doctor? Wie Sie wissen, spricht Papa fast gar nicht Deutsch und auch nicht viel mehr Französisch. Ich mußte also fortwährend Dolmetscherdienste verrichten. Als Dame hatte ich damals viel von Zudringlichkeit einiger Gecken zu leiden, mit denen wir nnterwegs zusammentrafen, und das langweilte mich. In Europa glaubt jeder Pinsel einer Dame gegenüber, die nicht mit großem weiblichem Gefolge reist, sich Freiheiten aller Art herausnehmen zu können. Bei uns drüben ist das anders und besser! Als wir nun dieses Jahr unsere Alpentour antreten wollten, kam ich auf den Gedanken, zur Vermeidung solcher Unannehmlichkeiten als Mann zu reisen. Dabei hatte ich überdies den Vortheil, bequemer auf den Bergen herumsteigen zu können, denn Schleppen und Röcke sind fatale Möbel im Gebirge. Da ich stets mit Papa zusammenblieb, konnte ich mir die kleine Excentricität, denke ich, wohl erlauben, ohne dadurch gegen die gute Sitte zu verstoßen. Was ist Ihre Meinung, Doctor?"

„Nun, ich meines Theils habe Nichts dagegen zu bemerken" — erwiderte Richard lächelnd, „denn ich verdanke Ihrem Einfalle das reizendste, wenn auch das seltsamste Abenteuer meines Lebens! Unsere deutschen Damen dagegen würden die Sache, fürchte ich, doch für etwas degagirt ansehen!"

„Mag sein! Ich bin auch keine deutsche Dame, sondern Amerikanerin, und überdies Student, und einem Studenten — sagten Sie nicht selbst so? — muß man schon etwas zu Gute halten!"

„Bitte, Miß Ellen, fahren Sie fort!" rief Richard. „Die Kritik können wir wohl ruhig bei Seite lassen, da von den Betheiligten Niemand Einsprache erhebt!"

„Papa und Tante Tabithy freilich ausgenommen!" — rief Ellen, „oh, ich habe von Beiden viele Vorwürfe hören müssen! Sie drängten mich, dem tollen Scherze ein Ende zu machen. Zu meinem Glücke können beide nicht deutsch. Nur so war es mir möglich, meine lustige Doppelrolle noch ein Weilchen fortzuspielen. Uebrigens hatte ich schon in Heidelberg die Absicht, die Maske abzuwerfen, da . . . ."

Ellen stockte und erröthete.

„Herr des Himmels!" rief Richard, der sich plötzlich an sein Gespräch mit Allan erinnerte. „Ich habe ja damals Allan, oder vielmehr Ihnen, Miß Ellen, Alles gestanden! Der kleine Schwindel mit Ihrem Herrn Unkraut entlockte mir das Geständniß meiner Liebe!"

„Und dieses Geständniß" — sagte Ellen, dem jungen Manne verschämt die Hand reichend, „machte mich glücklich!"

„Miß Ellen! Ellen! Ist das wahr? Sie lieben mich!"

Ellen nickte.

„Oh, dann ist Alles gut!“ — rief Richard aufspringend und Ellens beide Hände mit glühenden Küssen bedeckend. „Ah, jetzt erklärt sich jene geheimnißvolle Sympathie mit dem tollen Allan, die mir schon in Salzburg soviel Kopfzerbrechens machte! Ist es denn wahr! Ist es möglich, Ellen? Sie wollen die Meinige werden?“

„Wenn Sie sich nicht fürchten vor dem tollen Allan!“ — sagte Ellen mit feuchten Blicken und zugleich mit ihrem süßesten Lächeln. „Ein klein Wenig von the naughty boy steckt doch auch in Ihrer Ellen!“

„Sei es drum!“ — rief Richard. „Schalkhaftigkeit ist ja nur ein neuer Reiz zu so vielen anderen Reizen! Aber nicht wahr? Die Männerkleider bleiben von jetzt an außer dem Spiele?“

„Gewiß!“

„Und die Medicin auch! Mir wäre der Gedanke unerträglich, mein geliebtes Weib mit Zangen, Messern und Sägen hantieren zu sehen.“

„Die Medicin auch!“ — sagte Ellen, die Hand des Geliebten warm drückend. „Ich habe meine Studien vollendet, ohne promovirt zu haben.“

„Aber sagen Sie mir, theure Ellen, wie konnten Sie jemals auf den Gedanken kommen, diesen Beruf zu wählen?“ — fuhr Richard fort.

„Ich empfand schon als Kind einen gewaltigen Drang nach Wissen“ — erwiderte Ellen, „und ich ließ nicht ab zu bitten, bis mir gestattet wurde, Latein zu lernen. Von jeher schien es mir roh und grausam, daß leidende Frauen gezwungen sind, bei Männern ärztliche Hilfe zu suchen. Im Interesse meines Geschlechts wollte ich Arzt werden! Ich wollte den Beweis führen, daß auch Frauen auf dem Felde der Wissenschaft etwas Tüchtiges leisten können! So kam ich nach Europa, besuchte die Universität in Zürich, und würde ohne Zweifel auch meinen Plan ausgeführt haben, wenn . . .“

„Wenn uns nicht der Nebel auf dem Gaisberge zusammengeführt hätte!“ — ergänzte Richard, Ellen sanft an sich ziehend. „Gesegnet sei er, dieser Nebel!“

Bei diesen Worten drückte er einen langen, heißen Kuß auf die blühenden Lippen der reizenden Adeptin.

„Nun habe aber ich auch meine Bedingungen zu stellen!“ — rief Ellen, sich mit holder Verschämtheit seinen Armen entwindend. „Es ist nur eine!“

„Und diese lautet!“

„Daß jene gleichgültigen Abenteuer, die, wie Sie auf dem Gaisberge sagten, jedem Manne gelegentlich

einmal zustoßen, in Zukunft ebenso ad acta gelegt werden, wie meine Zangen, Messer und Sägen!"

„Einverstanden, Schelm!" rief Richard, sein Versprechen mit einem neuen Kusse bekräftigend. „Ad acta für immer!"

Jetzt öffnete sich die Thüre und herein trat Colonel Josiah Curtis, von seinem Morgenspaziergang zurückkehrend.

„Halloh!" — rief er, beim Anblicke der Gruppe verwundert stehen bleibend. „What is the matter, Ellen?"

„Nothing, pa!" — versetzte das junge Mädchen, Richards Hand ergreifend und mit gesenktem Köpfchen auf den tapferen Obersten zutretend. „Wir haben uns nur verlobt! That's all!"

„Wirklich!" — rief Oberst Curtis — selbstverständlich auf Englisch. — „Nun, Gott sei Dank! dann hört auch das abscheuliche Comödiespielen endlich auf! Aber, Doctor, hören Sie! Halten Sie mir ja eine feste Hand auf sie! Das ist die Hauptsache!"

Und Oberst Curtis schüttelte seinem künftigen Schwiegersohn die Hand, daß alle Gelenke krachten.

Noch an demselben Tage wurde Tante Tabithy telegraphisch nach Baden berufen, um bei der Verlobung zugegen zu sein. Sie war nicht weniger glücklich, als Papa Curtis, daß das „Mediciniren und Verkleiden" ein Ende haben sollte und ertheilte dem jungen Paare in wohlgesetztem Englisch und unter reichlich fließenden Thränen ihren mütterlichen Segen.

Die Verlobung fand in aller Stille in dem Pavillon des „Bären" statt. In dem Augenblicke, wo sich der kleine Kreis vom Tische erhob, brachte der Lohndiener, den Richard in die Stadt auf die Post geschickt hatte, — Hugo's gedruckte Vermählungsanzeige!

„Warten Sie!" — sagte Richard zu dem Manne, nachdem er seiner Braut das Blatt gereicht hatte, „ich werde die Mittheilung sogleich beantworten, und dann bringen Sie den Brief sofort nach der Post. Geben Sie mir Papier, Feder und Tinte!"

Er setzte sich an den Tisch und schrieb:

„Indem ich Dir zu Deiner Vermählung von Herzen Glück wünsche und Dich bitte, mich Deiner Gemahlin bestens zu empfehlen, theile ich Dir zugleich mit, daß ich binnen wenigen Wochen Deinem Beispiele zu folgen gedenke. Meine Braut ist — der junge Amerikaner aus dem St. Peterskeller in Salzburg! Interessirt es Dich, die Lösung dieses Räthsels zu erfahren, dann besuche

mich mit Deiner Gattin auf Eurer Hochzeitsreise in München. Einem Briefe kann man eine so romantische und überdies so lange Geschichte nicht anvertrauen!"

Richard reichte Ellen den Brief, welche ihn lächelnd las und ihn Tante Tabithy und dem Obersten in's Englische übersetzte.

„Did not I say in Salzburg: all Hunsinn, Doctor, all Hunsinn? But you would not believe me!" rief Oberst Curtis lachend.

Tante Tabithy dagegen schüttelte den Kopf und sagte Nichts als: shocking!



II.

Zwei Weihnachten.



I.

Die einsame Kneipe.

Es ist nicht gut, wenn die Welt allzu gescheidt wird! Der Positivismus unserer Tage hat ohne Zweifel Bedeutendes in's Leben gerufen; er hat aber auch manche frische Blüte geknickt, die nur auf dem Boden holder Täuschung zu gedeihen vermochte. Dampfwagen und Telegraphen befördern Menschen und Nachrichten mit Blitzesschnelle von Ort zu Ort; die Romantik des Posthornklangs und die Lust am Wandern um seiner selbst willen sind aber dabei jämmerlich in die Brüche gegangen. Auch die Poesie des deutschen Studentenlebens hat merklich Einbuße gelitten. Mehr und mehr zieht sich die Wissenschaft nach den großen Städten und mit ihr der Student. Gewiß bietet die Großstadt dem geistig Strebenden reichere Bildungsmittel, als die kleine Universitätsstadt sie zu bieten vermag. Auch ist nicht zu läugnen, daß sich die jungen Leute in der großen Stadt viel leichter den nöthigen weltmännischen Schliff aneignen

als in jenen kleinen Philisternestern, wo sie ganz und gar auf sich selbst angewiesen bleiben. Das specifisch deutsche Studententhum jedoch, dieses Unicum im Culturleben unseres Volks, erscheint in der Großstadt fast wie eine exotische Pflanze. Wohl bestehen auch heute noch in den mächtigen Verkehrscentren studentische Verbindungen. Ihre Mitglieder schmücken sich mit Mützen und Bändern, stellen auf der Mensur ihren Mann und leisten Anerkennenswerthes im Trinken und in anderen liberalen Künsten. Aber mitten in dem ihn umgebenden positiv ernsten Getriebe erscheint der Couleurstudent heute doch etwas sonderbar. Es ist, als mangele ihm jene naive Existenzberechtigung, deren er sich in der alten Zeit nur in der kleinen Universitätsstadt als in seiner ureigenen Atmosphäre erfreute. Wie lange wird es dauern, so gehört auch das deutsche Studententhum, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung, zu den Dingen, die gewesen! —

Mir kommt es nicht in den Sinn, hier über die geschwundene Studentenherrlichkeit elegische Klage zu erheben. Die Dinge gehen nun einmal ihren eigenen Gang, und daran ist nichts zu ändern. Zur Zeit, wo meine Geschichte beginnt, d. h. um die Mitte der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, war aber die Welt noch nicht so positiv wie heute, und das deutsche Studententhum hatte noch wenig eingebüßt von seinem poetischen

Nimbus. Namentlich in der kleinen Universitätsstadt M., bei der kein Schienenstrang vorüberführte, war noch Alles hübsch beim Alten. Der Student betrachtete sich dort als ein unumschränkter Herr, der keinen Höheren über sich erkannte als Se. Magnificenz, den jeweiligen Rector und das Universitätsgericht. Kreuzfidel lebte Bruder Studio in den Tag hinein, studirte, wenn es ihm gerade beliebte, — was jedoch, in den ersten Semestern wenigstens, nicht allzu häufig vorkam, und ließ im Uebrigen Gott einen guten Mann sein. An Unterhaltung fehlte es niemals, denn stets war für den nöthigen Vorrath an „Ulk“ gesorgt. So lange der „Wechsel“ nicht ausblieb und das Examen noch in weiter Ferne stand, war Alles gut. Weshalb hätte man sich also mit Sorgen plagen sollen?

Nur eine Zeit im Jahre gab es, wo auch der Musensohn nicht von des Lebens gemeiner Prosa verschont blieb, und diese Zeit war merkwürdiger Weise die sonst so fröhliche Weihnachtszeit. Allerdings galt dies nur von jenen Jüngern der Wissenschaft, die, gleichviel aus welchem Grunde, alsdann an den Musensitz gebannt blieben. Von dem Familienleben ausgeschlossen, durch die Abwesenheit der Genossen vereinsamt, wußten sie namentlich nicht, wie sie den Weihnachtsabend verbringen sollten. Die Kneipe war verödet, und die wenigen Zurückgebliebenen machten griesgrämige Gesichter und

fragten einander mit Worten oder Blicken: „Was fangen wir an?“ —

Schon mehrere Tage vor dem heiligen Abend des Jahres 184 . stellten auch einige alten Häuser des Korps der „Rhenanen“ zu M. diese verhängnißvolle Frage an sich, ohne jedoch eine befriedigende Antwort darauf geben zu können. Sieben Achtel der Verbindung hatten bereits die Universitätsstadt verlassen, und als der Senior Moritz von Holzhausen am letzten Kneipabende vor den Feiertagen die Häupter der Zurückgebliebenen zählte, fand er zu seinem großen Mißbehagen, daß die sonst so stattliche Verbindung bis auf sechs Mann zusammengeschmolzen war! Zwei derselben hatten gleich ihm weder Vater noch Mutter mehr, und die anderen zogen es vor, bei der grimmigen Kälte in M. zu bleiben, da der zunächst Wohnende mindestens zehn Meilen mit der Post hätte zurücklegen müssen, um den heiligen Abend im Kreise der Seinigen zu verleben.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiß, wie wir den unglückseligen Abend zubringen werden“ — sagte Moritz von Holzhausen, indem er mißvergnügt den Deckel seines Bierglases zuklappte und den edlen Stoff von sich wegschob. — „Ich bin wahrhaftig kapabel und greife zu den Pandekten, nur um die Zeit bis elf Uhr todtzuschlagen!“

„Mir geht es gerade so" — versetzte Karl Wiesner, ein schlanker, blonder Mann, seines Zeichens Studirender der Gottesgelahrtheit im vierten Semester. — „Es ist wirklich fatal, wenn man keine Menschenseele mehr auf der weiten Welt hat, die einem an diesem Abend ein Glas Punsch einschenkt! Vor zwei Jahren, als meine Schwester noch lebte, war das anders. Aber jetzt pfeift der Wind über das Grab der guten, treuen Seele! Brr!"

Damit vergrub der Theologe sein Gesicht in dem mächtigen Henkelglase, und obwohl er dasselbe gar nicht wieder vom Munde zu bringen geneigt schien, fand sich doch keiner der jungen Leute veranlaßt, einen Scherz über den ungewöhnlichen Durst des Theologen zu machen.

„Hört Leute! Ich habe eine Idee!" — rief Franz Krapp, der kleine Mediciner, zubenannt der „Sägebein", und bekannt als eine der „feinsten Klingen" des Korps. — „Wie wäre es, wenn wir uns einmal selbst bescheerten, da uns sonst kein Mensch bescheeren will?"

„Ach, Unzinn!" — sagte der „schöne" Friedrich, der diesen schmeichelhaften Beinamen seiner wahrhaft komischen Häßlichkeit verdankte — „zollen wir uns vielleicht den Magen zur Feier des Abenz mit allerlei Züzigkeiten verderben?"

Der schöne Friedrich hatte das Malheur kein S aussprechen zu können, eine Eigenthümlichkeit, welche

nicht wenig dazu beitrug, seinem gewinnenden Aeußern einen weiteren Reiz zu verleihen.

„Nun, Fritzchen" — erwiderte der „Sägebein" — wenn Dir Dein Magen so sehr am Herzen liegt, so brauchst Du ja nur keine „Züzigkeiten" zu essen. Das ist ganz einfach!"

Der schöne Friedrich warf einen finsteren Blick auf den „Sägebein", weniger des Widerspruchs, als vielmehr der fatalen Aspiration wegen, die dieser dem Worte „Süßigkeiten" verliehen hatte. Er war nämlich äußerst empfindlich gegen Spott und hatte seinem Sprachfehler schon mehr als eine Paukerei zu verdanken gehabt.

„Ich finde Krapp's Idee gar nicht übel!" — sagte Holzhausen, welcher als Senior stets darauf bedacht sein mußte, jeder Zwistigkeit innerhalb der Verbindung nach Möglichkeit vorzubeugen, und es deshalb zu einem Wortwechsel zwischen Sägebein und dem schönen Fritz nicht kommen lassen wollte. — „Aber auch Fritz hat Recht. Wenn wir uns einen Baum putzen, so darf es kein Kinderbaum sein. Wer aber versteht es, uns einen Studentenbaum auf den Weihnachtstisch zu setzen?"

„Ich!" — rief der dürre Hiob über den Tisch herüber, indem er sich seiner ganzen Länge nach erhob und die eine Hand mit rhetorischem Pathos vor sich hinstreckte. — „Habe ich nicht allemal für euch gesorgt wie

eine Mutter? Würde in dieser schlechten Welt das wahre Verdienst nicht immer mißkannt, so hätte die „Rhenania“ schon längst ihrem ersten Chargirten den Ehrennamen einer Korpsmutter beigelegt. So aber macht auch Ihr keine Ausnahme von der allgemeinen Undankbarkeit und Schlechtigkeit des Menschengeschlechtes. Ich aber, gewohnt Böses mit Gutem zu vergelten, will auch diesmal meinen edlen Grundsätzen treu bleiben. Sorgt Ihr für das nöthige „Moos“ — den Christbaum herzustellen wird dann meine Sorge sein! Es soll ein Bäumchen werden, das sich gewaschen hat.“

„Bravo! Bravo!“ — erscholl es von allen Seiten.

„Der dürre Hiob zoll unzer Chriztkind zein!“ — rief der schöne Friedrich, sein Glas erhebend. — „Ich votire ihm einen unbeschränkten Credit!“

„Gut!“ — sagte Holzhausen. — „Aber nun handelt es sich darum zu bestimmen, in welcher Weise das Fest arrangirt werden soll.“

„Das ist meine Sache“ — versetzte der dürre Hiob.

Der junge Mann nahm seinen Beinamen so ruhig hin, als verstehe sich dies ganz von selbst, obwohl eigentlich nur der erste Theil desselben mit Recht auf ihn Anwendung finden konnte, denn der „dürre“ Hiob war in der That auffallend mager. Was den Namen „Hiob“ betrifft, so hatte der Student mit dem biblischen Dulder

so viel wie gar nichts gemein, denn in dem ganzen Korps gab es keinen lustigeren Patron, als ihn. Auch verdankte er das Prädicat nur dem zufälligen Umstande, daß, als er einst bei einer Landpartie unter einem Baume eingeschlafen war, ihn eine maliciöse Krähe in ganz ähnlicher Weise ausgezeichnet hatte, wie seiner Zeit die Schwalbe seinen alttestamentarischen Namensvetter. Zum Glücke war das schnöde Benehmen der Krähe jedoch ohne weitere, unangenehme Folgen für ihn geblieben, und der dürre Hiob acceptirte die Benennung schon um des Contrastes Willen in aller Gemüthsruhe.

„Aber allein wirst Du mit dem Putzen des Baumes nicht zu Stande kommen", meinte der Theologe — „also wähle dir wenigstens einen Assistenten!"

„Gut" — versetzte der dürre Hiob. — „Damit mir jedoch die Sache nicht zu früh ausgeplaudert wird, darf Niemand von Euch helfen, als unser Freund Spund. Willst Du?"

Die letzten Worte wurden zu einem auffallend dicken, jungen Manne am unteren Ende des Tisches gesprochen. Der Angeredete, welcher sich die ganze Zeit hindurch sehr theilnahmlos verhalten hatte und, wie es schien, seine ganze Aufmerksamkeit auf das vor ihm stehende Bierglas concentrirte, begnügte sich statt der Antwort zu nicken.

„Nun“ — sagte der Sägebein lächelnd — „der wird gewiß Nichts verrathen. Höre, Spund, gedenkst Du denn nicht Deine Worte im neuen Jahre etwas billiger zu verkaufen als bisher?“

Der apathische Spund brummte etwas von „Schnabel halten“ in den Bart und leerte statt der weiteren Antwort sein Glas, welches er sodann über die Achsel weg dem harrenden Kellner reichte.

„Abgemacht also!“ — rief Holzhausen. — „Der lange Hiob besorgt mit Spund die Bescheerung! Die nöthigen Auslagen streckt die Korpskasse vor. Hoffentlich wird noch etwas darin sein?“

„Vierzig Thaler zwölf und einen halben Neugroschen“ — erwiderte der schöne Fritz als zweiter Chargirter.

„Samstag Abend also treffen wir Punkt sechs Uhr zur Bescheerung ein. Und nun ein Lied, meine Herren, damit die Philister draußen merken, daß die „Rhenania“ nicht ganz eingefroren ist.“

Die Gläser wurden frisch gefüllt und von Holzhausens kräftiger Stimme intonirt erscholl das alte Studentenlied:

„Wohlauf noch getrunken“

durch den verödeten Kneipsaal der „Rhenania“ in M.

II.

Ein Studentenchristbaum.

Auf den Straßen der guten Stadt M. herrschte am Nachmittage des 24. Dezember 184 . ein ungewöhnlich reges Leben. Vor dem alterthümlichen Rathhause mit seinen Spitzgiebeln und gothischen Fenstern war ein ganzer Tannenwald aufgefahren, der den grünen Hintergrund zu dem Christmarkte auf dem weiten Platze abgab. Trotz des unabläßig niederrieselnden Schnee's, welcher bereits fußhoch auf Straßen und Dächern lag, trieb sich Alt und Jung auf den Gassen herum. Hier eilte schwer bepackt ein wackerer Handwerker durch das Gedränge und putzte mit den Spitzen seines mächtigen Tannenbaumes den ihm Begegnenden gründlich die Augen aus, wenn sie nicht rasch zur Seite sprangen; dort schleppte ein dralles Dienstmädchen einen ganzen Berg von Eßwaaren nach Hause. Die Handwerksburschen führten sonntäglich herausgeputzt ihre Schätze zu den Buden und kauften ihnen im Fluge ihr Christgeschenk, denn heute konnten die Schönen

des Küchendepartements sich höchstens auf eine Viertelstunde vom Hause fortstehlen. Die Jugend beiderlei Geschlechts stand gaffend zwischen den Budenreihen umher, stieß und ließ sich stoßen, schob und wurde geschoben, denn der Christmarkt enthielt ja so viel des Schönen, daß man sich kaum von dem Anblicke all' der Herrlichkeiten trennen konnte. Und als nun bei Einbruch der Dämmerung die Verkäufer ihre Lampen anzündeten: wie funkelte und glitzerte da Alles in nie gesehener Pracht! Daß der Schnee in immer dichteren Flocken niederfiel und von dem pfeifenden Winde nach allen Richtungen gewirbelt wurde, kümmerte Niemanden. Wurden die Beine zu kalt, so zog man einfach das eine in die Höhe und stellte sich derweilen auf das andere. Auch die blauen Nasen kamen nicht in Betracht, denn zu Hause wartete ja die warme Suppe mit ihren, zur Zeit noch unbekannten Schätzen.

In dem Maße, als die Dunkelheit zunahm, steigerte sich auch der Besuch des Christmarktes. Einer strengen Verordnung des hochlöblichen Rathes zufolge mußte derselbe, der Heiligkeit des Tages wegen, Punkt sieben Uhr zu Ende sein. Es galt also sich zu sputen, wenn man Alles sehen und mit seinen etwa verspäteten Einkäufen noch rechtzeitig fertig werden wollte.

Die Korpskneipe der „Rhenania" war seit zwei Tagen jedem sterblichen Auge verschlossen. Nur der dürre Hiob

und der schweigsame Spund hatten Zutritt zu dem Heiligthum und walteten dort in stiller Geschäftigkeit ihres Amtes vom Morgen bis in die Nacht. Um der Bescheerung größere Feierlichkeit zu verleihen, war an die befreundete Verbindung „Frankonia", welche gleichfalls einige vereinsamte Mitglieder in M. zurückgelassen hatte, von Seiten des Seniors die Einladung ergangen, an dem Christbaum der „Rhenania" Antheil zu nehmen. Die „Frankonia" versprach zu erscheinen und beeilte sich, dem dürren Hiob einen unbeschränkten Credit auf ihre Korpskassè zur Verfügung zu stellen. Alles sah nunmehr dem festlichen Abend mit gespannten Erwartungen entgegen.

Kurz vor sechs Uhr hatten sich die Studenten, vierzehn Mann stark, in dem Lokale eingestellt, dessen erster Stock die Korpskneipe der „Rhenania" beherbergte. Außer den Musensöhnen war in dem Lokale Niemand zugegen, denn wie hätte auch ein Philister auf den Gedanken kommen sollen, an diesem Abend und zu dieser Stunde das Wirthshaus zu besuchen? Frankonen und Rhenanen saßen in bunter Reihe an den derben Eichentischen des Schenkzimmers. Im Gegensatze zu den gewöhnlichen Gesprächsstoffen der jungen Leute plauderte man heute weder von Korpsangelegenheiten noch von Paukereien, sondern von der fernen Heimath und von

vergangenen Christabenden, die man noch im väterlichen Hause zugebracht hatte. Auch der gewöhnliche „Ulk" blieb aus, und obwohl man recht wohl wußte, daß die von dem langen Hiob vorbereitete Bescheerung einen humoristischen Charakter tragen würde, fühlten sich die jungen Männer doch eher ernst als heiter gestimmt.

Punkt sechs Uhr öffnete sich die Thür des Schenkzimmers und hereintrat Spund, der ewig Schweigsame in vollem „Wichse", das blanke Cerevis auf dem Kopfe und den Schläger an der Seite. Schneeweiße Stulp-Handschuhe, die sammt'ne Pikesche, eng anschließende, weiße Beinkleider und hohe Reitstiefeln nebst dem Bande in den Farben des Korps, welches sich gleich einer Feldbinde über Brust und Schulter zog, vollendeten die kleidsame Tracht.

„Der Christbaum ist angezündet!" — sagte Spund in tiefem, feierlichen Bierbasse. — „Kommt!"

„Bravo!" — rief die erwartungsvolle Schaar, und hinter dem geputzten Führer drein, ging es rasch die Treppe hinauf.

Die Stiege glich einem kleinen Tannenwalde. Auf jeder Treppe stand ein Baum, dessen Krone ein Bouquet von lustig brennenden Lichtern bildete. Die Thüre zur Kneipe war mit Festons und Tannenreisig behangen und strahlte gleichfalls im Glanze zahlreicher Lichter.

Als Spund die beiden Flügel öffnete, zeigte sich ein mächtiger, bis zur Decke reichender Christbaum, geschmückt mit Hunderten von Flammen. Hinter dem Baume hervor erschollen, weich und gedämpft, einige Clavieraccorde und eine volle Barytonstimme intonirte das schöne, alte Weihnachtslied:

„Stille Nacht, heil'ge Nacht!"

Ueberrascht blieben die jungen Leute einen Augenblick an der Thür stehen. Dann fiel einer nach dem anderen in die bekannte Weise ein, und bald erscholl, ein seltener Gast in diesen Räumen, der prächtige Choral, von vierzehn, im Chorgesang geübten Stimmen in mächtigen Klängen durch die Kneipe der „Rhenania". Auf der Straße drunten blieben die Vorübergehenden verwundert stehen, denn eine solche Weise hatte man nie an diesem Orte vernommen.

Als das Lied zu Ende war, trat der dürre Hiob, gleichfalls in großem Wichse, hinter dem Baume hervor, stieg auf eine niedere Estrade vor dem weißgedeckten Tische und wandte sich mit nachfolgender Rede zu den versammelten Studenten:

„Verehrte Gäste von der „Frankonia"!
Geliebte Korpsbrüder der „Rhenania"!

All überall, wo das Christenthum in deutscher Zunge bekannt wird, strahlt heute ein grüner Baum

im Glanze der Lichter zur Feier des hohen Festes. Tief drunten im Norden, wo das Meer sich an den Sandhügeln der Dünen bricht, wie hoch oben im Süden, wo der Schnee die Christbäume des lieben Herrgotts bedeckt; im Westen, wo der Nachbar, der pfiffige Franzose, Nichts weiß von der deutschen Feier des Weihnachtsabends, wie im Osten, wo der andere Nachbar, der Schnaps trinkende Russe, noch zwölf volle Tage auf seine Weihnachten warten muß; in der Hütte, wie in dem Palaste, in der Dachkammer, wie in der Bel=Etage strahlt der symbolische Baum. Warum sollten also auch wir nicht seines Lichtes uns erfreuen? Zwar haben wir Niemanden, der uns einen Baum geputzt hätte, denn von aller Welt verlassen sitzen wir ja hier in der Philister=stadt, gleich Robinson und Freitag auf der wüsten Insel. Darum haben wir es gemacht, wie Mahomed mit dem Berge. Der Christbaum wollte nicht zu uns kommen, also sind wir selbst zu dem Baume gegangen. Seht her! Steht er nicht da stolz in seiner Pracht, gleich den Cedern auf dem Berge Libanon? Tragen seine Zweige nicht Früchte gleich den Schätzen des Morgenlandes? Strahlen seine Lichter nicht hell wie die Kerzen vor der Bundeslade im Tempel Salomonis? Wurdet ihr nicht begrüßt beim Eintritte mit Cymbeln und Schalmeien und spreche ich nicht zu Euch mit der

Weisheit der vier großen und der zwölf kleinen Propheten des alten Bundes? Darum, freut Euch, Commilitonen! Auch für Euch von aller Welt Verlassene ist das Christenkind heute erschienen und bringt Euch seine Gaben dar nach Verdienst und nach Möglichkeit! Seid also willkommen in diesen geheiligten Hallen und empfangt aus meinem Munde den hehren Feiergruß: Fröhliche Weihnachten!"

Damit schritt der dürre Hiob feierlich gemessenen Ganges von der Estrade herab, trat auf Holzhausen zu und schüttelte ihm fest und warm die Hand.

„Bravo, Hiob!" — erscholl es von allen Seiten, und mit dem Gruße „fröhliche Weihnachten" reichten die Studenten einer dem andern die Hand.

Die jungen Leute fühlten sich seltsam bewegt. Trotz des komischen Gewandes, in welches der Festredner seine Worte gekleidet, zitterte doch etwas von Ernst in dem Tone seiner Stimme durch und fand ein lautes Echo in den jungen Herzen. Die Erinnerung an das ferne Vaterhaus, an die verschwundenen Tage der Kindheit, an so manches Liebe und Schöne, das dieser Abend einst gebracht und das sich ebenso leicht fühlen als schwer sagen läßt, trat ihnen dabei vor die Seele, und in manchem, sonst so frisch in's Leben blickenden Auge glänzte dabei ein leichter Schimmer.

„Doch nun genug des Ernstes!“ — rief der dürre Hiob. „Alles hat seine Zeit, sagt der weise König, und er hat Recht! Jetzt beginnt der Spaß! Schöner Friedrich, tritt hervor! Du sollst den Reigen eröffnen!“

Der Gerufene trat an den Baum, von welchem der dürre Hiob mit einer großen Scheere ein versiegeltes Packet abschnitt. Er erhielt ein Cigarrenetui und ein Töpfchen Schminke mit dem Motto:

„Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten.
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten!“

Schallendes Gelächter begrüßte den von dem dürren Hiob mit feierlichem Ernste gelesenen Spruch.

„Daz er doch immer etwaz mit meiner unglücklichen Phyziognomie zu thun haben muz!“ — sagte lachend der schöne Friedrich, indem er das Etui einsteckte.

Das nächste Geschenk, ein Packet feiner Cigarren, gehörte einem Frankonen, von dem man wußte, daß ihm jedesmal übel ward, wenn er sich unterfing, zu rauchen. Das Motto lautete:

„Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an,
Sobald ich nur den ersten Zug gethan!“

Max von Holzhausen erhielt ein mächtiges Henkelglas mit dem Reime:

„Zerfällt mein Lehnsbrief auch zu Lumpen,
Und löst mein Stammschloß sich in Duft: —
Ich baue mir aus diesem Humpen
Die schönsten Schlösser in der Luft.“

Ein anderer Frankone, bekannt wegen seiner galanten Neigungen, bekam nebst einem zweiten Geschenke ein Exemplar des „Vollendeten Courmachers“ mit dem Sinnspruche:

„Wie? Ich? Eines Weibes Bild
In meinem keuschen Busen tragen?“

Dabei war das Wörtchen „Eines“ demonstrativ unterstrichen.

Krapp, zubenannt der „Sägebein“, erhielt ein chirurgisches Besteck mit der Aufschrift:

„Dieweil hienieden allzu groß
Die Zahl der Sündendiener,
Schuf Gott Krieg, Pest und Cholera,
Und junge Mediciner.“

So empfing ein Jeder der versammelten Studenten sein Geschenk, sammt dazu gehörigem Motto. Mit jeder Spende steigerte sich die allgemeine Heiterkeit. Sie erreichte ihren Gipfelpunkt, als der dürre Hiob das letzte Geschenk, sein eigenes, von dem Baume schnitt und es Holzhausen überreichte mit der Bitte, das Packet zu öffnen und den Spruch zu lesen.

„Das habe ich gekauft und auch den Spruch dazu gemacht!“ — rief der schweigsame Spund, indem er vortrat. — „Hört zu, Leute! Der Spaßvogel bekommt jetzt auch sein Fett!“

Es war dies die längste Rede, welche Spund seit Menschengedenken gehalten hatte. Natürlich war die Neugierde eine allgemeine. Das Packet enthielt ein Paar Schlittschuhe und eine Brille. Als Motto stand dabei:

„Da allzu weit von Deiner Nas'
Der Weg bis zu den Zehen,
So waffne sie mit diesem Glas,
Willst Du die Beine sehen!"

Unter allgemeinem Gelächter setzte der dürre Hiob die Brille auf und betrachtete prüfend seine lange Gestalt von unten bis oben. Er mußte mit dem Ergebnisse des Examens zufrieden sein, denn während er wohlgefällig auf seine spindeldürren Beine klopfte, sagte er lachend zu Spund: „Ist dieses Gestell auch nicht so dick und fest als das Deinige, so wird es doch, denke ich, noch so lange vorhalten, bis ich ein neues bekomme, und das ist mir genug! Doch nun zu etwas Anderem."

Damit ergriff er die unter dem Baume stehende Klingel und läutete. Die Thür öffnete sich. Zwei Kellner, einen weißgedeckten, mit Blumen und Lichtern besetzten Tisch tragend, marschirten langsam in den Saal, gefolgt von der Köchin des „Kneipiers", welche einen mächtigen Suppentopf in beiden Händen hielt.

„Meine Herren!" — rief der dürre Hiob — „die Bescheerung ist zu Ende! Nun zu Tische!"

III.

Christkind im Schnee.

Dem altehrwürdigen Gebrauche gemäß ging es in M. an dem von uns bisher geschilderten Weihnachtsabende gewiß eben so hoch her, als es an allen früheren Christabenden in dieser frommen Stadt hoch her gegangen war. Aber wohl nur selten hatte der Wohnsitz der alma mater eine fröhlichere Gesellschaft als die unserer Studenten um einen Christbaum versammelt gesehen. Wurde auch, der heiligen Nacht wegen, keines der altbekannten Burschenlieder angestimmt, so war doch die Unterhaltung bei Tische eine äußerst gemüthliche. Besonders der dürre Hiob schien unerschöpflich in Schnurren aller Art. Er schien es darauf abgesehen zu haben, die Rolle, in welcher er heute so glänzend debutirte, mit gleichem Erfolge zu Ende zu führen. Jeder der Anwesenden mußte sich gestehen, daß er auf einen so vergnügten Christabend nicht gerechnet hatte.

Nur einer von den jungen Leuten, und zwar der Senior Moritz von Holzhausen, vermochte trotz seines aufrichtigen Bestrebens, eben so heiter zu sein wie die Andern, einer gewissen Verstimmung nicht Herr zu werden. So oft er den Blick auf sein Henkelglas fallen ließ, kamen ihm die Worte:

„Zerfällt mein Lehnsbrief auch zu Lumpen
„Und löst mein Stammschloß sich in Duft",

auf's Neue in den Sinn. Nun hatte zwar dem dürren Hiob, als er die Devise niederschrieb, sicherlich Nichts ferner gelegen, als eine Verspottung des jungen Edelmanns, von dessen Vermögensumständen ihm überdies jede Kenntniß mangelte; aber er hatte damit, ohne es zu ahnen, die Wahrheit getroffen. Holzhausen war der letzte Sprößling einer vornehmen, aber ziemlich verarmten Familie. Vater und Mutter lebten schon seit Jahren nicht mehr, und sein einziger näherer Verwandte, der Minister von Holzhausen, kümmerte sich blutwenig um seinen Neffen, der seinerseits dem Herrn Oheim die Vernachläßigung mit gleicher Münze bezahlte

Moritz hatte von einem alten Diener des Hauses, dem wackeren Gebhard, welcher auch nach dem Tode des Obersten von Holzhausen bei dessen Wittwe und nach dem Heimgange der Freiin bei dem Sohne geblieben war, gelegentlich erfahren, daß die Feindschaft zwischen

den beiden Brüdern sehr alten Datums sei. Beide hatten sich zu gleicher Zeit um die Gemahlin des Obersten beworben. Der Gesandtschaftsattaché zog aber gegen den schmucken Reiterofficier den Kürzeren und suchte dann an einem auswärtigen Hofe Ersatz für seine getäuschte Jugendliebe. Gegen den glücklicheren Bruder faßte er aber eine gründliche Abneigung. Während das Glück den Diplomaten begünstigte, indem es ihm eine der reichsten Erbinnen als Gemahlin zuführte, mußten Moritzens Eltern sich mit einem Einkommen begnügen, das gerade ausreichte, die Familie standesgemäß zu erhalten und dem einzigen Sohne eine zwar unabhängige, aber nichts weniger als glänzende Stellung im Leben zu sichern. Moritz hatte dieselbe ruhig acceptirt. Ein selbstständiger, energischer Charakter, suchte er durch Fleiß und Ausdauer zu ersetzen, was ihm an Vermögen abging. Er hoffte, sich auch ohne den Schutz seines mächtigen Verwandten einmal Bahn zu brechen, und war somit vollkommen zufrieden mit der ihm beschiedenen „goldenen Mittelmäßigkeit" an irdischen Gütern.

Nur heute, wo das scherzhafte Motto zu seinem Henkelglase ihm mit einem Male so ganz unerwartet den Contrast zwischen seinem altadeligen Namen und einem kaum bürgerlichen Besitz vor die Seele führte, wollte es ihm vorkommen, als ob er denn doch gelegentlich etwas

allzulustig Schlösser in die Luft baue. Seine Studienzeit nahte sich ihrem Ende. Obwohl er keineswegs ein Verschwender war, hatte der mehrjährige Aufenthalt auf der Universität doch eine nicht unbedeutende Lücke in sein Vermögen gerissen. Reichte es wohl noch hin, ihm die Ausführung seines Lieblingsplanes, den Eintritt in die diplomatische Carrière, zu ermöglichen? Oder mußte er nach abgelegtem Staatsexamen sich mit einer kleinen Anstellung bescheiden, die ihn vielleicht nach einem abgelegenen Winkel des Reiches führte und ihn während der schönsten Lebensjahre an der Scholle festhielt? Das Alles kam dem jungen Manne jetzt in den Sinn und stimmte ihn wider Willen trüb.

Holzhausen fühlte das Bedürfniß, sich, wenn auch nur auf einige Augenblicke, von dem fröhlichen Kreise loszumachen. Ohne den Anderen etwas zu sagen, stand er auf, nahm draußen Mantel und Mütze und stieg langsam die Treppe hinab.

In dem Thorwege des Wirthshauses blieb er stehen und schaute nach dem Monde, der jetzt voll und hell auf die Schneedecke der Straße herniederblickte. Von dem nahen Rathhausthurme schlug es acht Uhr. Mit dem letzten Glockenschlage ertönten mächtige Posaunenstöße hoch oben von der Galerie des Thurmes herab. Es waren die Stadtmusici,

welche dem alten Herkommen gemäß nach vollendetem Abendgottesdienste den Choral:

„Ehre sei Gott in der Höhe, der Herr ist geboren!"

in die stille Nacht hinausbliesen.

Holzhausen lauschte mit Andacht der Melodie. Die Töne klangen ihm, er wußte nicht warum, wie eine tröstliche Verheißung. Es überkam ihn wie ein Gefühl von Scham, daß er, im Vollbesitze der Jugendkraft, und immer noch weit günstiger gestellt, als so mancher andere seiner akademischen Mitbürger, sich durch ein zufälliges Scherzwort fast hätte kleinmüthig machen lassen. — „Bah!" — sprach er, indem er sich fester in den Mantel wickelte — „viele Hunderte würden mich um meine Lage beneiden! Es ist undankbar und lächerlich, sich so alberne Gedanken zu machen! Warten wir ruhig ab, was die Zukunft bringen wird!"

Gerade wollte er in die Straße hinaustreten, als sich eine Hand auf seine Schulter legte. Holzhausen wandte sich um und erblickte Karl Wiesner, den blonden Theologen.

„Du bist gewiß auch herab gekommen, um den alten Choral zu hören" — sagte der junge Theologe.

„Ich weiß selbst nicht, warum es mich verlangte, einen Augenblick in's Freie zu gehen" — erwiderte Holzhausen. — „Die vielen Lichter und der Lärm dort

oben machten mich ganz schwindlich. Wie erfrischend wirkt diese kalte Winterluft! Bummelst du ein halbes Stündchen mit durch die Gassen?"

„Gerne" — versetzte der Theologe. — „Es machte mir immer Freude, von der dunklen Straße aus in die vom Weihnachtsbaum beleuchteten Zimmer zu blicken und von Ferne den Jubel frischer Kinderstimmen zu hören. Es erinnert mich an die eigene, fröhliche Kindheit!"

„Mir scheint es, Karl" — sagte Holzhausen, indem er den Freund unter dem Arme faßte und mit ihm langsamen Schrittes über den Marktplatz ging, wo die Leute noch damit beschäftigt waren, die letzten Buden des Christmarktes abzubrechen — „unser bisheriges Schicksal hat eine gewisse Aehnlichkeit. Bist Du nicht auch eine Waise?"

„Ich stehe mutterseelenallein in der weiten Welt" — erwiderte der Theologe.

„Du hast neulich Deiner verstorbenen Schwester gedacht. Seit wann ist sie todt?"

„Sie starb vor zwei Jahren, und zwar ist heute ihr Todestag!"

„Und Du hast sie sehr geliebt?"

„Sie war meine einzige Schwester!" — sagte Wiesner.

Die jungen Leute schritten eine geraume Weile schweigend neben einander her. Keiner fand sich bewogen, das begonnene Gespräch weiter fortzusetzen.

Unterdessen waren die Studenten in die Hauptstraße des Städtchens getreten. Tief vermummt in Mantel und Shawl huschten die wenigen Passanten fast lautlos an ihnen vorüber, denn der tiefe Schnee dämpfte den Schall der Schritte. Alles war still in den Straßen, nur als sie an dem Hause des Rector Magnificus vorbeikamen, scholl ihnen aus einer Seitenstraße lautes Gelächter entgegen. Dazwischen vernahm man den Ton einer flehenden weiblichen Stimme.

„Was ist denn da los?“ – fragte der Theologe.

„Wahrscheinlich irgend ein plumper Ulk“ — meinte Holzhausen. — „Laß doch sehen, was es da giebt?“

Der Senior und sein Begleiter bogen rasch um die Ecke und erblickten zwei Studenten in den Farben der „Marcomannia“, welche laut lachend einem jungen Mädchen und ihrer Begleiterin den Weg versperrten.

Holzhausen sah sogleich, um was es sich handelte. Das weiße Kleid unter dem Mantel des Mädchens besagte Alles. Die beiden „Marcomannen“ hatten ein sogenanntes „Christkindchen“ abgefangen und trieben nun mit dem geängstigten Mädchen ihre nicht allzufeinen Scherze.

Nun bestand seit Jahren schon zwischen der „Rhenania" und der „Marcomannia" eine gewisse Animosität, die sich bereits in einer ganzen Reihe von Paukereien Luft gemacht hatte. Es war somit ein äußerst fataler Umstand, der gerade hier Mitglieder zweier feindlichen Verbindungen zusammenführte. Die Sache wurde dadurch noch ärger, daß der eine „Marcomanne", Bruno von Ballenburg, bekannt als Raufer von Profession, den Senior der „Rhenania" sogleich erkannte. Unter anderen Umständen hätte der „Christkindchenfang", eine nicht ungewöhnliche Unterhaltung der M.'er Studenten am Weihnachtsabende, sehr wahrscheinlich mit der bloßen Neckerei sein Ende gehabt, und die „Marcomannen" wären wieder ruhig ihrer Wege gegangen, nachdem sie das gefangene Christkindchen um einige Nüsse oder Lebkuchen gebrandschatzt, und demselben, falls es hübsch war, einige Küsse mit auf den Weg gegeben hatten. Diesmal sollte es jedoch anders kommen.

Als das junge Mädchen die beiden Studenten erblickte, riß es sich mit einem heftigen Rucke von Ballenburg los, eilte auf Holzhausen zu und rief, in Angst die Hände faltend: „Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, vertheidigen Sie ein schutzloses Mädchen gegen die Rohheiten dieser betrunkenen Menschen!"

„Ha, ha!“ — lachte Ballenburg — „so entkommst Du uns nicht, allerliebstes Christkindchen! Wir müssen unsere Bescheerung haben, und wenn die ganze hoch-löbliche „Rhenania“ sammt Senior und Chargirten zu Deinem Schutze anrücken sollte! Also sperre Dich nicht! Du bist gefangen!“

Damit taumelte Ballenburg auf das Mädchen zu, das sich sogleich hinter Holzhausen flüchtete.

Der „Marcomanne“ war augenscheinlich stark ange-trunken und schien fest entschlossen, es auf einen Straßen-scandal ankommen zu lassen. Sein Begleiter hielt sich zurück, ebenso Wiesner, welcher nach Kräften den heulenden „Pelznickel“, dem Anscheine nach die Magd des jungen Mädchens, zu beruhigen suchte.

„Herr von Ballenburg!“ — sagte Holzhausen ernst — „Sie thäten besser daran, das Fräulein, welches sich unter meinen Schutz gestellt hat, nicht weiter zu belästigen.“

„Was?“ — schrie Ballenburg wüthend — „Sie wollen mir Vorschriften und gute Lehren geben, Sie, Hungerleider von Holzhausen! Scheren Sie sich Ihrer Wege, sonst . . . .“

Bei diesen Worten erhob der Betrunkene den Stock gegen Holzhausen.

„Nun, und was sonst?“ — erwiderte dieser, empört über die gemeine Anspielung auf seine Vermögensverhältnisse, indem er dicht vor Ballenburg trat.

Der „Marcomanne“ antwortete nicht, sondern holte in blinder Wuth zu einem Hiebe aus. Ehe aber noch der Schlag niederfiel, hatte Holzhausen den Betrunkenen gefaßt und im nächsten Augenblicke kollerte derselbe ein halbes Dutzend Schritte weit weg im Schnee, wo er dem Anscheine nach besinnungslos liegen blieb.

War es der Respect vor Holzhausens athletischer Gestalt, oder erschien dem anderen „Marcomannen“ die Partie gegen zwei doch allzu ungleich — genug, er machte keinerlei Anstalt, den Fall seines Gefährten zu rächen, sondern beeilte sich, diesem zu Hülfe zu kommen.

Holzhausen trat mit Wiesner auf ihn zu und sagte: „Es ist mir leid, daß sich hier auf offener Straße eine solche Scene, wie sie nur „Knoten“ aufführen, zwischen zwei Korpsstudenten ereignen mußte. Als Mann von Ehre müssen Sie mir aber zugeben, daß ich nicht anders handeln konnte. Es versteht sich, daß ich morgen und übermorgen den ganzen Vormittag für die Freunde des Herrn von Ballenburg zu Hause bin.“

Der „Marcomanne“ erwiderte Nichts, sondern versuchte mit geringem Erfolge den Gestürzten auf die Beine zu bringen. Holzhausen wandte sich nun nach

seinem Schützlinge um; das Mädchen war jedoch sammt ihrer Begleiterin bereits verschwunden.

„Der Tausend!“ — sagte er erstaunt zu Wiesner — „unser Christkindchen hat sich mit seinem Pelznickel derweilen aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Schnee gemacht! Wo mögen die Mädchen hingekommen sein?“

„Wahrhaftig!“ — rief der Theologe — „sie sind spurlos verschwunden! Auch nicht übel! Jetzt weißt Du nicht einmal, wem Du Deinen Ritterdienst geleistet hast.“

„Das Mädchen war so außer sich vor Angst, daß es wahrscheinlich den ersten günstigen Augenblick benützt hat, um sich flüchten“ — meinte Holzhausen. — „Uebrigens ist es Schade, daß es uns nicht wenigstens Gelegenheit gab, es ein Paar Schritte weit zu begleiten. Die Kleine war wirklich allerliebst!“

„Mein Pelznickel“ — sagte Wiesner lachend — „war ein solider, derber „Besen“, der zur Noth mit dem bekneipten Ballenburg allein fertig geworden wäre, wenn er nur einen Fingerhut voll Courage gehabt hätte. Also Dein Christkindchen war wirklich schön? Hast Du ihm denn in's Gesicht sehen können?“

„Freilich nur im Fluge, aber diese reizenden Augen werde ich mein Lebenlang nicht vergessen, und dann das

zarte weiße Kinderhändchen! Es ist wirklich Schade, daß das reizende Abenteuer schon aus ist!"

„Nun" — meinte Wiesner — „sei unbesorgt, die Folgen werden wohl nicht ausbleiben! Leider dürfte die Fortsetzung jedoch weniger angenehm sein, als der Anfang. Sieh' nur, dort wackelt Ballenburg am Arme seines Jagdgenossen langsam und schwerfällig die Straße hinab. Wie es scheint, ist ihm die Lust zum „Holzen" vergangen. Du hast ihn aber auch fürchterlich zusammengeworfen. Ein wahres Glück für den Bengel, daß der tiefe Schnee die Wucht des Falles brach!"

„Er hat, was er verdient" — sagte Holzhausen — „dem unfläthigen Schlingel gebührte schon lange einmal eine derbe Lection. Für heute wird er wohl den Christkindchenfang aufgeben! Aber ich möchte doch wissen, wer das allerliebste Mädchen gewesen ist!"

„Wird sich Alles finden" — meinte Wiesner. — „Komm', laß uns jetzt in die Kneipe zurückkehren. Unsere Freunde werden sich wundern, wenn sie von diesem Christnachtabenteuer hören!"

In der That machte die Nachricht auf der Kneipe keine geringe Sensation. — „Das giebt eine gloriose Paukerei!" — rief der dürre Hiob, als die beiden Freunde ihre Erzählung beendet hatten. — „Höre, Holzhausen,

kein Anderer als ich darf Dein Secundant sein! Verstanden? Die „Marcomannen“ werden schwarz werden vor Aerger, wenn sie erfahren, daß Du ihren Hauptbahn in den Schnee gestülpt hast!“

In jeder anderen Gesellschaft würde ein Vorfall, gleich diesem, mit seiner jedenfalls blutigen Perspective die allgemeine Heiterkeit wesentlich beeinträchtigt haben. Hier geschah gerade das Umgekehrte. Frankonen und Rhenanen freuten sich unbändig über die Niederlage der „Marcomannia“, welche durch das rüde Benehmen Ballenburgs und seine exemplarische Züchtigung bedeutend an Prestige verlor. Eine „Holzerei“ zwischen Korpsstudenten war in M. etwas geradezu Unerhörtes und gab der akademischen Chronique scandaleuse auf Wochen hinaus Stoff zur Unterhaltung. Ballenburg hatte den ersten Streich geführt. Das war genug, um das ganze Odium des Vorfalls auf die „Marcomannia“ zu schieben, die sich, dem einstimmigen Urtheile der Versammelten zu Folge, unmöglich wieder von dieser moralischen Niederlage erholen konnte.

Erst spät nach Mitternacht trennte sich die animirte Versammlung. Was Holzhausen betrifft, der so ganz unerwartet der Held des Abends geworden war, so träumte er die ganze Nacht hindurch von seinem reizenden Christkindchen im Schnee.

IV.

Auf der Mensur.

Erst spät am Morgen des ersten Weihnachtstages wurde Holzhausen durch langes Pochen an seiner Zimmerthür geweckt. Während er aus dem Bette sprang und rasch in den Schlafrock fuhr, hörte er draußen die Stimme des dürren Hiob, welcher das „taube Murmelthier Gebhard" in's Pfefferland wünschte. Moritz öffnete und ließ die Freunde eintreten.

Es waren Hiob, der schöne Friedrich und Krapp, der Sägebein.

„Du, Holzhauzen!" — schrie der schöne Friedrich — der Teufel itzt rein loz!"

„Ja" — sagte der dürre Hiob, indem er sich behaglich in einen Lehnstuhl warf. — „Die „Marcomannia" schnaubt Rache. Jeden Augenblick können Ballenburgs Cartellträger hier sein."

„Ich glaube, ich höre sie schon auf der Treppe" — meinte der Sägebein. — „Wahrhaftig, da sind sie schon!"

Ein gewisses feierliches Klopfen bekundete, daß Krapp recht gehört hatte. Auf Holzhausens „Herein" traten die beiden Chargirten der „Marcomannia" in das Zimmer.

„Ich weiß, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft, meine Herren" — sagte Holzhausen lächelnd, indem er den beiden Bevollmächtigten mit vollendeter Courtoisie Stühle anbot. Nach studentischen Begriffen ist nämlich bei jedem Ehrenhandel die ausgesuchteste Höflichkeit erste Pflicht aller Betheiligten. — „Ich bin natürlich bereit, Ihrem Committenten jede gewünschte Genugthuung zu geben."

„Darf ich fragen, wie zich Herr von Ballenburg nach dem kleinen Malheur von geztern Abend befindet?" — fragte der schöne Friedrich so maliciös, daß den beiden Abgesandten das Blut in die Wangen schoß.

„Vollkommen den Umständen angemessen" — erwiderte der ältere der beiden Studenten. — „Er wird sich ein Vergnügen daraus machen, einem Jeden, der Näheres zu erfahren wünscht, persönlich die verlangte Auskunft zu geben."

„Bitte, meine Herren" — sagte mit gemessenem Ernste der dürre Hiob — „vermengen wir nicht zwei Dinge, die nicht zusammen gehören! Und du, lieber Friedrich" — fügte er zu diesem gewendet hinzu — „bist

wohl so freundlich, die Herren nicht mit überflüssigen Fragen zu behelligen?"

„Ich danke Ihnen, mein Herr" — sagte der erste Chargirte der „Marcomannia" mit einer leichten Verbeugung gegen den dürren Hiob. — „Und nun, Herr von Holzhausen, zur Sache! Mein Begleiter wird die Ehre haben, Ihnen die Wünsche des Herrn von Ballenburg vorzutragen."

„Mein Committent sowohl" — begann dieser — „als sämmtliche dermalen hier anwesende Mitglieder der „Marcomannia" sind der Ueberzeugung, daß er für eine so ungewöhnliche Beleidigung, wie jene, welche ihm gestern widerfuhr, auch in ungewöhnlicher Weise Satisfaction erhalten müsse."

„Erlauben Sie, daß ich Sie hier einen Augenblick unterbreche" — sagte Holzhausen. — „Wenn Herr von Ballenburg von einer, ihm widerfahrenen Beleidigung spricht, so ist dieser Ausdruck nur sehr relativ zu nehmen. Ich traf ihn gestern Abend, als er auf der Straße ein junges Mädchen insultirte, das mich um Schutz ansprach. Hierauf ersuchte ich Herrn von Ballenburg in vollkommen angemessener Weise, das junge Mädchen, das mir übrigens bis zur Stunde noch völlig unbekannt ist, mit seinen Scherzen zu verschonen. Nun hob Herr von Ballenburg gegen mich den Stock, und da habe ich

ihn dann allerdings in den Schnee geworfen. Sein Begleiter wird bezeugen, daß sich die Sache genau so verhält, wie ich sie hier erzählt habe.“

„Wir wissen, daß dem leider so ist“ — entgegnete der erste Chargirte. — „Um nun aber die Sache baldmöglichst in befriedigender Weise zum Austrage zu bringen, hat uns Herr von Ballenburg beauftragt, Ihnen die Wahl zwischen krummen Säbeln, Parisern oder Pistolen zu proponiren. Er erklärt sich im Voraus mit Ihrer Entscheidung einverstanden.“

Die „Rhenanen“ sahen einander überrascht an. Auf einen so ernsten Waffengang hatte Niemand gerechnet. Der schöne Friedrich war gerade im Begriffe, etwas über „commentwidrige“ Waffen zu sagen, als ihm Holzhausen durch seine rasche Antwort zuvorkam.

„Wenn es Herrn von Ballenburg genehm ist“ — sagte er vollkommen ruhig — „so wähle ich Pariser. Was die Festsetzung der weiteren Anordnungen betrifft, so bitte ich, sich mit diesen Herren“ — dabei deutete er auf den dürren Hiob und Krapp — „in's Einvernehmen zu setzen.“

Die beiden „Marcomannen“ erklärten sich vollkommen befriedigt und entfernten sich hierauf mit Krapp und dem dürren Hiob.

„Alle Wetter!“ — sagte der schöne Friedrich bedenklich. — „Das Ding wird ernzthafter, alz ich mir gedacht habe!“

Nach einer Stunde etwa kehrten Holzhausens Cartellträger zurück und meldeten, die Paukerei sei für den folgenden Tag um elf Uhr früh festgesetzt. Als Mensur war die Kneipe der „Frankonia“ bestimmt worden.

Für den mit den Duellverhältnissen deutscher Universitäten weniger Vertrauten müssen wir hier die Bemerkung einschalten, daß die gewöhnlichen Studentenduelle im Grunde genommen wenig mehr sind, als eine, wenn auch gerade nicht unblutige, doch sonst ziemlich ungefährliche Spielerei. Anders verhält es sich jedoch mit einem Gange auf Pariser, krumme Säbel oder Pistolen. Hier kann sehr leicht einer der Paukanten das Leben einbüßen, weshalb diese Waffen denn auch nur äußerst selten vorkommen und ein derartiges Duell mit unglücklichem Ausgange eine sehr strenge Ahndung nach sich zieht.

Punkt elf Uhr am anderen Tage hatten sich die beiden Parteien nebst dem, bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen „Paukdoctor“ an dem festgesetzten Orte eingefunden. Alles, was sich von den Studenten der betreffenden Verbindung in M. befand, war mitgekommen, denn ein solches Duell sah man nicht alle Tage.

Nachdem die vorgeschriebenen Förmlichkeiten gewissenhaft erfüllt waren, wurden die beiden „Paukanten" einander gegenübergestellt. Bruno von Ballenburg affectirte eine künstliche Ruhe, die nur allzusehr seine innere Erregung durchblicken ließ. Holzhausen dagegen, ein Meister im Floretfechten, war vollkommen kalt, eine nicht hoch genug anzuschlagende Eigenschaft bei einer Gelegenheit, wo zwei Leute daran gehen, einander mit spitzigen oder schneidigen Instrumenten den verschiedenen Standpunkt klar zu machen. Schon bei dem dritten Gange erhielt Herr von Ballenburg einen Stich in die rechte Seite, welche er in allzuhitzigem Eifer bloßgegeben hatte. Aber auch Holzhausen empfing eine derbe Ritze in den rechten Arm. Das Duell war zu Ende. Beide Gegner reichten sich, nach altem Brauche, die Hand zur Versöhnung, und während Ballenburg, dessen Wunde eine keineswegs leichte war, unter Begleitung des Paukdoctors von seinen Leuten in einem Wagen nach Hause gebracht ward, wanderte Holzhausen, nachdem ihm der Arzt einen Verband angelegt, zu Fuße nach der Rhenanenkneipe, wo der glückliche Ausgang des Duells natürlich mit ungeheurem Jubel gefeiert wurde.

War die Wunde des Seniors der Rhenania auch nicht bedeutend, so nöthigte sie ihn doch einige Tage hindurch das Zimmer zu hüten. Während dieser Zeit

gaben sich seine Freunde auf seinen Wunsch alle Mühe, eine Spur des Christkindchens ausfindig zu machen. Aber Alles umsonst! In den Häusern unfern des Schauplatzes jenes nächtlichen Kampfes wurden in der Stille Erkundigungen eingezogen. Christkindchen hatten sich allerdings zur Genüge eingestellt, aber die Beschreibungen paßten durchaus nicht auf die Gesuchte. Das Mädchen war und blieb verschwunden!

So verging die ganze Weihnachtswoche. Holzhausen hatte während des langweiligen Zimmerhütens hinlänglich Muße, allerlei Conjecturen zu machen. Wie oft er sich auch sagte, es sei Unsinn, noch ferner an das Abenteuer zu denken, immer wieder kamen ihm die lieblichen Augen des Mädchens in den Sinn; er fühlte noch immer den Druck ihres zarten Händchens, und zuletzt mußte er sich selbst gestehen, daß, falls er noch nicht verliebt sei in seine unbekannte Schöne, er sich jedenfalls auf dem besten Wege befinde, es zu werden.

Am Sylvesterabende, gegen 6 Uhr, als er sich gerade anschickte, zum ersten Male seit seiner Verwundung wieder auf die Kneipe zu gehen, brachte ihm der alte Gebhard einen Brief mit dem Poststempel der Residenz. Holzhausen hatte daselbst keinen näheren Bekannten. Er wunderte sich deshalb nicht wenig, von dorther ein Schreiben zu erhalten. Um wie viel mehr stieg aber

seine Verwunderung, als er den Brief erbrach und folgende Zeilen, von zierlicher Damenhand geschrieben, las:

„Herr Baron!

Sie haben in der Christnacht einem schutzlosen Mädchen gegenüber Ihre Pflicht als Mann und Edelmann in glänzender Weise gethan. Erlauben Sie mir, Ihnen dafür nachträglich meinen wärmsten, herzlichsten Dank zu sagen, da ich damals in meiner Angst entfloh, ohne meinem ritterlichen Beschützer zu danken. Wie ich erfahre, haben Sie sich wenige Tage später mit meinem rohen Beleidiger geschlagen, und wenn er gleich eine neue Züchtigung erhielt, so ist doch auch Ihr Blut für mich geflossen. Wie soll ich Ihnen für dies Alles danken! Läge es in meiner Macht, so würde ich zu Ihnen eilen, um Sie auf Ihrem Schmerzenslager zu pflegen und Ihnen durch die That zu beweisen, daß ich keine Undankbare bin. Leider ist mir dies nicht vergönnt! Umstände, deren Beseitigung wenigstens jetzt noch nicht in meiner Macht liegt, zwingen mich, Ihnen sogar den Namen Derjenigen vorzuenthalten, welche Sie so sehr verpflichtet haben. Ich hoffe jedoch, die Zeit werde kommen, wo ich aus dem Dunkel meines Geheimnisses hervortreten kann. Bis dahin nochmals meinen innigsten Dank.

Eugenie.“

Holzhausen las den Brief zweimal, dreimal durch, um sich zu überzeugen, daß er nicht träumte. Die Schriftzüge, der Stil des Briefes bekundeten deutlich, daß die Schreiberin desselben in den besseren Kreisen der Gesellschaft zu suchen sei. Wozu aber das Geheimniß? Was hinderte die Dame, ihrem Beschützer ihren vollen Namen kundzugeben? Was sollte ferner diese Hindeutung auf eine Zukunft, in der sich das Dunkel des Geheimnisses vielleicht lichten werde? Holzhausen mochte die Sache betrachten, von welcher Seite er wollte, er konnte nicht klug daraus werden. An eine Fopperei war nicht zu denken, denn der Brief kam wirklich aus der Residenz. Der junge Mann untersuchte das Siegel. Es zeigte einfach den Buchstaben E. Daß der Brief nur von einer Dame geschrieben sein konnte, ging aus einer Menge kleiner Aeußerlichkeiten deutlich hervor. Das einzige Resultat, zu dem Holzhausen nach reiflichem Nachdenken gelangte, war die unerschütterliche Ueberzeugung, Eugenie sei der schönste Frauenname in dieser Welt. Er verwahrte den Brief, wie ein kostbares Kleinod und sagte auf der Sylvesterkneipe keinem seiner Freunde auch nur ein Sterbenswörtchen von der räthselhaften Botschaft.

V.

Der zweite Christabend.

Seit dem ereignißvollen Weihnachtsabend des Jahres 184 . waren nahezu drei Jahre verflossen. Nach allen Richtungen hin hatte das Schicksal die jungen Leute auseinander geführt. Der dürre Hiob allein befand sich noch in M., wo er als hoffnungsvoller Privatdocent über Tacitus und Eurypides las. Krapp, der Sägebein, war Assistenzarzt in einem der Hospitäler der Residenz, der schöne Friedrich hatte den exacten Wissenschaften Lebewohl gesagt und sich als wohlhabender Grundbesitzer auf die Landwirthschaft verlegt; Karl Wiesner, der Theologe, fungirte als Nachmittagsprediger in einer größeren Provinzstadt, und der schweigsame Spund praktizirte — eine wahre Ironie des Schicksals! — als angehender Advocat in der Residenz. Was Moritz von Holzhausen, den Helden unserer kleinen Geschichte, betraf, so befand er sich nicht, wie er seinerzeit gefürchtet hatte, als kleiner Beamter in irgend einem fernen Winkel der Monarchie,

sondern war als Attaché, — und zwar nicht non-payé, — der Gesandtschaft in Paris zugetheilt.

Wenn der junge Diplomat sich zuweilen den Gang seines Schicksals seit jenem denkwürdigen Abende vergegenwärtigte, so mußte er sich gestehen, daß dasselbe, obwohl es sich äußerlich ganz formal entwickelt hatte, doch etwas Auffälliges, wenn nicht gar Räthselhaftes in sich schloß. Es schien nämlich, als ob sich alle Schwierigkeiten von selbst vor ihm ebneten. Schon das Duell mit Ballenburg konnte in seinen Folgen als etwas ganz Ungewöhnliches gelten. Die in Paukereiangelegenheiten sonst so scharfäugige akademische Gerichtsbehörde schien diesmal mit Blindheit geschlagen; denn obwohl Ballenburg vier volle Wochen das Bett hüten mußte, kam doch nicht das leiseste Gerücht von der solennen Paukerei zu den Ohren des akademischen Tribunals. Holzhausen hatte sich auf mindestens vierzehn Tage Carcer gefaßt gemacht und ging zu seiner und aller Betheiligten Erstaunen vollkommen unbeanstandet aus der heiklen Affaire hervor. Nach abgelegtem Staatsexamen bewarb er sich, mit sehr geringer Hoffnung auf Erfolg, um eine untergeordnete Stelle im Ministerium des Aeußeren. Obwohl ihm gerade hier schon sein Name allein durchaus nicht zur Empfehlung gereichte, erhielt er doch nach kaum vierzehn Tagen das gewünschte Amt. Nach seiner Ernennung

mußte er sich natürlich dem Ministerpräsidenten vorstellen. Zum ersten Male in seinem Leben trat er persönlich dem Oheim gegenüber. Die Excellenz empfing ihn zwar etwas kalt, aber doch nicht unfreundlich, sprach ihm ihr Wohlgefallen darüber aus, daß er sich die diplomatische Carrière gewählt habe und hoffte, er werde in derselben dem Vaterlande und dem Souverain recht ersprießliche Dienste leisten.

Gedachte der Minister bei dieser ersten Begegnung der verwandtschaftlichen Beziehung auch mit keinem Worte, so erkannte Holzhausen doch deutlich, daß der Oheim ihm wenigstens nicht feindlich gesinnt war; für ihn jedenfalls eine sehr erfreuliche Wahrnehmung.

Nach einem Jahre etwa wurde bei der Gesandtschaft im Haag eine Stelle offen. Holzhausen überlegte noch, ob es wohl statthaft sei, sich um dieselbe zu bewerben, als er plötzlich den amtlichen Auftrag erhielt, nach dem Haag abzugehen. Am Tage vor seiner Abreise empfing er durch die Stadtpost einen Brief, der ihm zu seinem Avancement Glück wünschte und die Unterschrift „Eugenie“ trug.

Wer war diese geheimnißvolle Eugenie? Holzhausen zerbrach sich den Kopf, ohne auch nur den geringsten Anhaltspunkt für irgend eine Vermuthung gewinnen zu können. Stand sie mit seinen Verhältnissen in irgend

einem Zusammenhange? Oder hatte sie ihn bloß nicht aus den Augen verloren und erfuhr sie nun aus den öffentlichen Blättern seine Versetzung? Nach allen Seiten hin zog Holzhausen Erkundigungen ein, aber auch diesmal ohne den geringsten Erfolg.

Vom Haag wurde er nach etwa anderthalb Jahren der Gesandtschaft in Paris zugetheilt. Während der ganzen Zeit hatte der junge Diplomat kein Wort weiter von seiner Eugenie vernommen. Da, wenige Tage vor seiner Abreise, fand er eines Morgens auf dem Bureau einen mit der Post angelangten Brief. Die Adresse war von Eugeniens Hand. Zitternd vor Aufregung erbrach er ihn. Das Schreiben enthielt nur die Worte:

„Meine herzlichsten Glückwünsche! Vergessen Sie auch in der Hauptstadt der Welt der fernen Freunde nicht!

Eugenie."

Nachgerade wurde Holzhausen die Sache zu toll! Auf's Neue zog er Erkundigungen ein, wo er nur immer etwas zu erfahren hoffte. Eugenien fanden sich allerdings genug. Da aber keine derselben für gut fand, ihr Incognito zn lüften, so war der intriguirte Diplomat zuletzt genau ebenso klug als zuvor.

Die erste kleine Widerwärtigkeit schien ihm seine neue Stellung in Paris bereiten zu wollen. In der

Heimath hatten die politischen Verhältnisse plötzlich eine solche Wendung genommen, daß der Minister von Holzhausen sich entschloß, sein Portefeuille abzugeben. Holzhausen persönlich konnte der Wechsel allerdings ziemlich gleichgültig sein, denn er hatte mit dem Chef des Ministeriums keinerlei directen Verkehr. Als aber der abgetretene Minister den Gesandtschaftsposten in Paris erhielt, wurde die Sache bedenklich, denn als unmittelbarer Vorgesetzter spielte der Herr Oheim jedenfalls eine ganz andere Rolle, als bisher. Was war zu thun? Vorläufig mußte sich Moritz in das Unvermeidliche fügen und ruhig die erste Gelegenheit abwarten, welche es ihm möglich machen würde, sich einem unter allen Umständen peinlichen Verhältnisse zu entziehen.

Kurz vor Weihnachten traf der neue Gesandte in Paris ein. Pflichtgemäß stellte sich ihm am Tage nach seiner Ankunft das gesammte Personal der Gesandtschaft vor. Der Herr Oheim empfing seinen Neffen weit freundlicher, als dieser erwartet hatte, ja er verstieg sich sogar so weit, ihn mon neveu zu nennen, während er ihn bei der ersten Begegnung bloß ziemlich trocken als Herrn von Holzhausen begrüßt hatte. Als sich nach vollendeter Vorstellung die Herren entfernten, rief der Gesandte den jungen Mann zurück.

„A propos, mon neveu!“ —

sagte er lächelnd — „haben Sie sich für den bevorstehenden Weihnachtsabend schon versagt?"

Holzhausen sah seinen Chef und Oheim mit großen Augen an.

„Ich denke" — fuhr dieser fort — „es ist nur billig, daß zwei so nahe Verwandte, wie wir, den heiligen Abend gemeinsam zubringen, wenn sie das Schicksal zufällig in der Fremde zusammenführt. Zwar kann ich Ihnen als Wittwer nur wenig von dem Comfort des Familienlebens bieten, aber für einen Abend wird sich, denke ich, die Sache wohl machen."

Holzhausen war so überrascht, daß er nur mit einigen unzusammenhängenden Worten dem Gesandten sein Erscheinen zuzusagen vermochte. Was sollte das Alles heißen? Wie kam der Mann, welcher sich bisher ganz und gar nicht um seinen Verwandten gekümmert hatte, plötzlich dazu, ihn so auffallend auszuzeichnen? Denn augenscheinlich war die Einladung weder an den Legationsrath, noch an ein anderes Mitglied der Gesandtschaft ergangen. — „Nun, wir werden ja sehen", — dachte Moritz — „wo das Alles hinaus will."

Punkt sechs Uhr fand sich Holzhausen an dem Weihnachtsabende im Gesandtschaftshotel ein. Die Haupttreppe war nur schwach beleuchtet, ein Zeichen, daß keine Gesell-

schaft da war. Der Bediente ersuchte ihn, in den kleinen Salon einzutreten; Excellenz werde sogleich erscheinen.

Als er die Thür öffnete, erblickte er eine junge Dame, welche am Piano saß. Die Dame wandte sich nach ihm um. Holzhausen glaubte zu träumen, denn das waren ja genau dieselben Augen, welche ihn damals in M. so flehentlich angeblickt hatten! Auch die ganze Gestalt paßte zu der Erscheinung des Christkindchens im Schnee.

„Eugenie!" rief der junge Mann, ohne zu wissen, was er sagte.

„Wie, Vetter?" — entgegnete das Mädchen, indem es mit reizendem Lächeln auf den, zur Salzsäule erstarrten Attaché zutrat, und ihm das niedliche Händchen zum Gruße bot. — „Sie wissen bereits meinen Namen? Das ist ja allerliebst! Sie ersparen auf diese Weise Papa die Mühe, mich Ihnen vorzustellen!"

„Vetter" — hatte sie gesagt. Jetzt fiel es Holzhausen mit einem Male wie Schuppen von den Augen. Es war seine eigene Cousine, welche er damals gegen Ballenburgs Ungezogenheiten beschützt hatte! Nun war freilich der Schlüssel zu allen Räthseln gefunden.

„Aha" — ließ sich jetzt der Gesandte vernehmen, der unterdessen eingetreten war. — „Ich sehe, die Stimme des Blutes hat schon gesprochen! Nun, mon neveu,

was sagen Sie zu Ihrer petite cousine? Haben Sie das Christkindchen von M. wiedererkannt?"

Einen Augenblick weidete sich der Gesandte an der Verlegenheit seines Neffen; dann sagte er, indem er ihm die Hand reichte und die seinige herzlich drückte: „Lieber Moritz! Zwischen mir und Ihrem Vater sind einst böse Dinge vorgekommen, die uns Brüder für das ganze Leben einander entfremdeten! Das war nicht gut! Der Zufall, oder sagen wir lieber eine höhere Fügung hat die Kinder der feindlichen Brüder zusammengeführt. Ich habe in meinem Neffen einen wackeren jungen Mann erkannt, der einst nach meinem Tode das Haus der Holzhausen würdig vertreten wird. Freilich steht dieses Haus jetzt nur noch auf sechs Augen. Ihre Schuld wird es sein, wenn es dabei stehen bleibt. Und nun, Kinder, zum Weihnachtstische! Bei einem Glase Punsch können wir alles Weitere gemüthlich besprechen, denn ich sehe Ihnen an, Moritz, daß Sie noch eine ganze Menge von Fragen auf dem Herzen haben."

Damit öffnete der Gesandte die Thür zu seinem Kabinet. Der Lichterglanz eines mächtigen Weihnachts-baumes erfüllte das ganze Gemach.

„Kommen Sie, Vetter, Ihren Arm!" — sagte Eugenie lächelnd. — „Sie sollen sehen, was Ihnen das Christkindchen aus der Heimath mitgebracht hat! Ich

glaube, Papa hat Recht! Es war wahrhaftig mehr als Zufall, daß ich damals bei meinem Besuch in M. auf den Gedanken kam, bei den Enkeln Sr. Magnificenz das Christkindchen zu spielen!"

Wie in wachem Traume trat Holzhausen mit seiner reizenden Cousine zu dem Weihnachtsbaume, dessen heller Schein drei glückliche Menschen beleuchtete.

Was das neue Jahr dem überseligen Exsenior der „Rhenania" zu M. brachte, vermag sich der scharfsinnige Leser ohne Zweifel selbst zu denken.







